Du

NUMMER 4 JUNI 1941 SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT FR. 2.50

N
3
fDS

Lebenswichtig für müde Haare

TONIC CLERFIX

Verlangen Sie beim Coiffeur eine TONIC-CLERFIX-Behandlung, die stumpfen und spröden Haaren für Wochen seidigen Glanz und natürliche Spannkraft geben wird. Jedesmal haben Sie Anspruch auf den ganzen Inhalt einer Tube. · TONIC CLERFIX ist ein neues Schweizer Produkt.

CLERMONT ET FOUET

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
4. NUMMER 1. JAHRGANG JUNI 1941

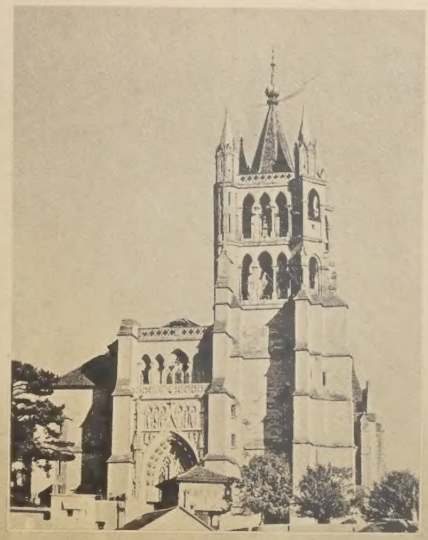
Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor, Dr. Friedrich Witz, A. M. Marfurt. Modeteil: Frl. Charlotte Weber. Graphische Gestaltung: E. Schulthess, O. Schmitt. Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet. Ständige photographische Mitarbeiter: Gotthard Schuh, Paul Senn, Hans Staub. Weitere Photos von Honegger-Lavater und Studer.
Druck u. Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Telephon 5 17 90. Die Schweizerische Monatsschrift «Du» kostet im Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, vierteljährlich Fr. 7.—. Einzelheft Fr. 2.50. Auslandsabonnement: zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk. Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Zürich 4, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen.

UNSER TITELBILD

Das kranke Kind. Oelgemälde des Neuenburger Malers Edouard Girardet (Kunsthaus Zürich). Girardet wurde im Jahre 1819 in Le Locle geboren und starb 1880 in Versailles.

AUS DEM INHALT

	Seite
In drei Kolonnen	2—3
Es lebe die Schweiz	4—11
Die Familie als Schöpfungsordnung. Von Prof. Dr. Emil Brunner	8—9
Vom Berg zum Bild, mit farbigen Reproduktionen nach Bildern von Zelger, Hodler, Kirchner, Surbek und Giacometti	12—19
Woher kommt der Name Europa? Von Martin Ninck	21
Des Kaisers Mantel, mit farbiger Darstellung	22—23
Wenn Puritaner jung sind. Roman von Albert Jakob Welti	25—36
Mode in Farbe, Strich und Wort	37—42
Für fünfzig Rappen. Von G. Hess	43—44
Drei Gedichte von Max Pulver	45
Bücher geben zu denken	46
Gilberte de Courgenay	48—49
Blick aus dem Fenster. Von Max Pulver	50
Dankend erhalten	54—55
Mensch und Kosmos	56—57
Zweierlei Theater. Von Bernhard Diebold	58
Wettbewerb	62



Lausanne
LAC LÉMAN OUCHY

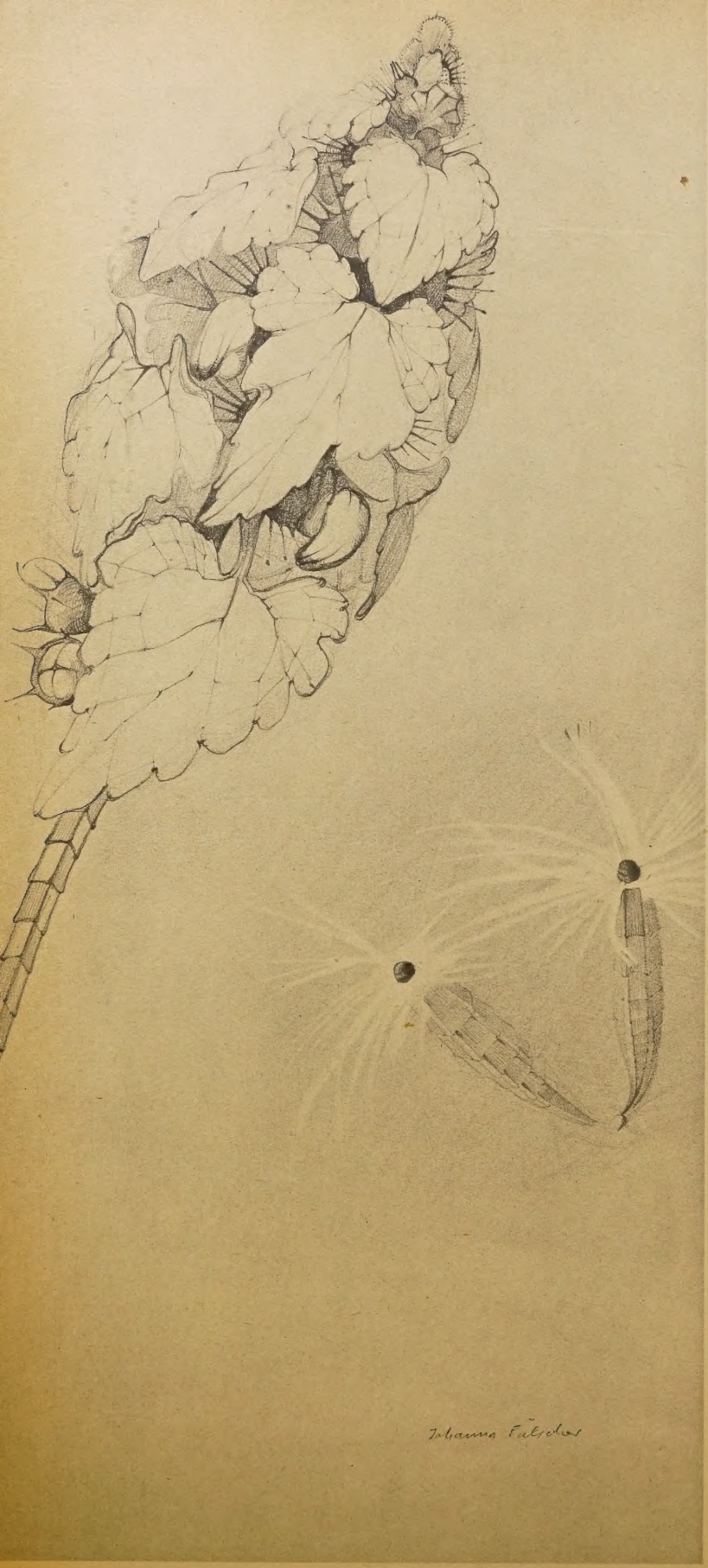
Alles für Ihr Vergnügen
und Ihre Zerstreuung

FREUDE · SONNE · GESUNDHEIT

Der prächtige See mit seinem schönen Quai
Golf En Marin (853 m ü. M., 5380 m lang)
Zwei große, moderne Strandbäder
Sechs große Tennisklubs
Zahlreiche Reitwege · Jeglicher Sommersport

Auskunft durch:
Association des Intérêts de Lausanne, 2, av. du Théâtre

Autorisé off. le 14. VI. 1940 conf. à A. C. F. du 3. X. 1939



Das schöne Unkraut

Es ist ein Lámium purpúreum, eine purpurrote Taubnessel aus der Familie der Lippenblütler, ein Unkraut, das um die Häuser herum häufig ist. Links unten die vierteiligen Sämchen, halb oben ein paar Blütenknospen, an der Spitze kleine Knospen. Rechts unten zwei Sämchen einer Kohldistel. «Das Schöne ist überall. Nicht zuletzt im Unbeachteten oder Verachteten es zu finden, macht mir Freude», sagte die Zeichnerin.

I N D

Erfolg und Ertrag sind beileibe nicht immer zwei fröhlich im Gleichschritt dahinziehende Wanderburschen. Erstaunlich oft kommt es vor, daß einer von beiden elend hinter dem andern herhinkt, während der erste leicht betreten auf die Jammergestalt zurückblickt. Der Hinkende ist meistens der Ertrag.

Geblendet schauen die Menschen dem lichtumfluteten Schreiten des vorauseilenden Erfolgs zu, und nur Wenige wissen etwas von einem «Gesetz des sich vermindernden Ertrags», jener geheimen Naturkraft, unter der der Hinkende leidet. Dieses Gesetz ist uralt; seine Kenntnis ist ein wenig ernüchternd, aber — heilsam.

Ist es nicht eigentümlich, daß Aldous Huxley, Mencken, Dreiser, also die Propheten der tempo-tollen anglosächsischen Welt, als erste dieses Gesetz in Rechnung zu stellen begannen? Sah man in Amerika zuerst, wie falsch es ist, wenn man den Erfolg nur mit dem leichten Ränzel des Eigennutzes und der Verantwortungslosigkeit dahineilen läßt, während der gemeinnützige Bruder Ertrag den schweren Karren der Masse schieben muß und dabei immer mehr zurückbleibt?

Um das Wirken des Gesetzes zu illustrieren, nehme ich irgendeine Nummer aus der Galerie der berauschenden Erfolge, zum Beispiel Henry Ford. Er hatte mit seinem T-Modell einen Erfolg, neben dem sich die Erfolge anderer Marken wie kolikartige Krämpfe ausnahmen. 15 Millionen Stück jenes untötlichen Ratterkastens hatte er verkauft, bevor sich ein Schatten über die Fordwerke zu schwenken begann. Es war der Schatten der ehernen Tafel, auf der «the law of diminishing returns» eingeritzt ist. Denn damals, in den Jahren 1925 und 1926, zeigten gewisse Erscheinungen plötzlich eine Richtungsänderung im Automobilbau an; da waren auf einmal die aerodynamisch besseren Karosserieformen, die neuen Chassis, Bremsen und Radaufhängungen der Konkurrenz. Wenn Ford nicht schließlich auf der Strecke bleiben wollte, mußte er mitmachen, obwohl er einmal den sympathischen Ausspruch getan hatte, «er baue Automobile zu seinem eigenen Vergnügen, und wenn das Publikum sie nicht haben wolle — um so schlimmer fürs Publikum». Als er dann 1927 das T-Modell aufgegeben und neue Werkzeugmaschinen, Werkzeuge, Riesenstanzen, Montagebänder, Formen usw. für das neue Modell bauen mußte, ging Ford auch nahezu auf die Klippe. Hunderttausende von Arbeitern standen vor der Entlassung. Und seither hatte er einen weit schwereren Stand gegenüber der Konkurrenz, die ihn während seiner Erfolgsnarkose leicht überholt zu haben schien. Das Ford-Beispiel beweist mit unheimlicher Präzision: Erfolg, der sich nicht fortwährend zurückzunehmen und neu zu gestalten weiß, bringt Ertragsverminderung.

Der Erfolg der Morgan, Rockefeller, Du Pont de Neymour, Nuffield und anderer Münzensammler ist für den Einfältigen bestechend. Tempo, Reichtum über Nacht, Tempo-Reichtum, hundert Millionen, dreihundert Millionen, eine halbe Milliarde auf einem Haufen! Alle Achtung! Hut ab! Aber langsam spricht es sich herum, daß der Ertrag dieses Zuviels nicht Glück und besonntes Leben waren, sondern Krise und Krieg. Wenn einige Individuen der Weltwirtschaft riesige Summen entzogen, raubten, hamsterten, dann ging eben die Kaufkraft der Masse um so viel zurück. Diese Dinge regeln sich genau nach hydraulischen Formeln. Und anstatt von Unter-Kaufkraft der Masse sprachen und schrieben lallende Verführte von Ueber-Produktion. Verkaufsziffern und Aktienkurse sanken; die Automobilarbeiter hatten nicht genug Geld, um Kühlschränke zu kaufen, und die Kühlschrankarbeiter nicht genug für den Kauf von Automobilen. Es kam die große Krise, es rauschte die Flut der Arbeitslosen in die Welt hinein. Im neuen Grand Guignol des sich vermindernden Ertrags steigerten sich die Gegensätze zwischen reich und arm, zwischen reichen und armen Ländern zu Panzerschlachten.

Nun könnte man mir vorläufig entgegenhalten, jene erfolgreichen Befrackten leben immer noch in Saus und Braus, und der Ertrag habe sich nur für die Masse der abhängigen Menschen vermindert. Das stimmt wohl — vorläufig —, aber der Stein ist immer noch im Rollen. Wer gut zu hören versteht, vernimmt ein Geraune in den Katakomben der leidenden Menschheit. Hier übt man flüsternd die erste Satzung des wirtschaftlichen Milleniums: Der Erfolg ist tot, es lebe der Ertrag!

C. W. Kellenberger

REI KOLONNEN

Da ich unlängst ein paar Tage «Ferien vom Ich» genommen habe, möchte ich Ihnen, liebe «Du»-Leser, davon berichten. Denn ich habe allerlei bemerkenswerte Beobachtungen dabei gemacht.

Selbstverständlich läßt man für solche Spezialferien möglich viel von seinem Ich daheim. Nur das sogenannte «*bessere Ich*», das muß natürlich mit. Doch merkwürdig: ob man auch noch so wenig Gepäck mitgenommen habe, der Mann meinetwegen nur seine Brieftasche, die Frau nur ihr Handtäschchen — unfehlbar entdeckt man zu seinem Schrecken gleich bei der Ankunft am Reiseziel, daß man halt doch sein hundertprozentiges, ureigenstes Ich bei sich hat! Wie soll man da «Ferien vom Ich» machen können?

Deshalb versucht man es vorerst einmal mit einer «*Kur am Ich*», einer Kur in dem Sinn, daß man sich selber etwas in die Kur nimmt. Glücklicherweise läßt sich eine solche Kur überall anstandslos durchführen, am Hallwylersee, in Arosa oben, im Tessin unten. Denn überall hat's andere Luft als daheim und wehen frische Winde auf den Höhen, von denen man sich zu Kurbeginn einmal so richtig durchlüften und alte, verhockte Gedanken unwiederbringlich verblasen läßt! Hernach setzt man sich irgendwo auf eine Bank am Wege, allwo man sein eigenes Ich, eben das Ich von daheim, einmal genau und gründlich beschaut an der Sonne, um sich selber vor sich selber ins rechte Licht zu rücken. Das heißt, man betrachtet sich einfach einmal so, wie man daheim sonst das *Du* zu betrachten pflegte. Und eine solche Du-Betrachtung des eigenen Ich ist höchst profitabel.

Und dann fängt man an zu wandern. Der Kur zuliebe hie und da ganz allein. So läßt sich's nämlich am besten über alles nachdenken. Anfangen tut man natürlich beim lieben Ich. Dann kommt's ans Du, und nach und nach an alle und alles. Vieles hat man recht gemacht daheim, auf alle Fälle recht gemeint. Etliches aber wird man nach den Ferien besser zu machen versuchen. Hier wird man in Zukunft die Zügel etwas lockerer lassen, dort hingegen eher straffer anziehen müssen. Auf dem und jenem wird man hinfort nicht mehr so herumreiten, denn es scheint aus der Ferne gar nicht mehr so wichtig wie daheim. Doch Prinzipielles wird man auch fürderhin aufs tapferste verteidigen.

Wobei ich an jenes steile Sträßchen denken muß, das sich in vielen Windungen zwischen lauter Rebbergen gegen Cademario hinaufzieht. Dort kann man genau studieren, wie die Tessiner ihre Reben binden (und es schadet nichts, wenn man dabei philosophische Betrachtungen anstellt): mustergültig, nirgends halbbatzig, ihrer Erfahrung gemäß einfach so, wie sie am meisten Frucht tragen. Und wenn auch das eine oder andere eigensinnige Schoß hindersi anstatt fürsi wachsen wollte: der erfahrene Weingärtner bindet es in der rechten Richtung — und zwar beizeiten, bevor es weh tut oder gar bricht dabei. —

Und wie man so wandert, entdeckt man, daß man sich und die andern mit jedem Tag besser versteht. Für alles findet man eine Lösung: man sagt in Gedanken das liebe Wort, man schreibt in Gedanken den versöhnlichen Brief, man vollbringt in Gedanken die selbstlose Tat, man begreift nun so vieles, was daheim unverständlich schien, und man nimmt sich brave Dinge vor — kurzum, man findet in Gedanken täglich besser den Rank mit Ich und Du und Familie und Verwandtschaft und Freundschaft und der ganzen Welt. Und jetzt beginnen auch tatsächlich die «Ferien vom Ich», jenes beglückende (wie's im Wörterbuch so schön geschrieben steht) «Losgelöstsein vom Alltag, von sich selbst!»

So kommt man denn nach frohen Ferientagen wieder heim mit seinem Ich! Und da man selber Freude hat erleben dürfen, fängt man daheim sofort an mit Freude *machen*, indem man zuallererst vor aller Augen die sorgsam ausgedachten Heimbringsel auspackt: dem Hausherrn den prima Salami, für Tochter und Hilfe die fröhlichbunten Tessiner Wolltücher, dem Gymnasiasten die rostbraune Krawatte zum alten Werktagsanzug. Und ihnen allen bringt man sich selber heim «in neuer, verbesserter Auflage», mit neuem Mut zu alten Aufgaben, mit neuer Kraft zu alter Pflicht, mit neuem Glauben an Gott und ans Ich und ans Du!

Olga Nievergelt

Alle Menschen haben ein Gedächtnis, nur merkt man's nicht immer. Manche haben eines wie ein Sieb, die einen haben eines für Telephonzahlen, aber keines für Worte, andere haben eines für Worte, aber keines für Orte; früher hatte man eines für Bibelsprüche und heute eines für Kinoschlager, aber ein kurzes, denn ein Schlager erschlägt auch im Gedächtnis bekanntlich den andern. Viele Menschen haben ein Gedächtnis fürs Böse, welches man ihnen zufügte, andere haben eines fürs Gute, welches sie andern zufügten, für welches Gute aber jene ein schlechtes Gedächtnis haben.

Wir saßen beim Mittagessen, ein Rest vom Markbein wollte durchaus nicht aus seiner Röhrenhöhlung herauskommen; das meiste hatte ich mit dem Messer schon aufs Brot gestrichen, aber ein Weniges war mit keinem Stochern noch Kratzen herauszubringen. Da hob ich in plötzlicher Eingebung das Ding mit zwei Fingern der Linken hoch und schlug in ganz bestimmter Art und Sicherheit mit dem Messerrücken an den Knochen, gleichsam aus alter Erfahrung wissend, daß der Markrest nun herauskommen würde. Und er kam auch heraus. Der Ton des hohlen Knochens traf mich auf eigentümliche Art. Was war's nur, das mich zutiefst anrührte? Die Totentanzmusik? Ein wenig auch, gewiß. Daneben aber schien mir, als habe ich dies Klopfen schon früher gehört. Nicht von mir veranstaltet. Ich fühlte mich plötzlich merkwürdig versetzt. Wo war ich bloß? Wer war ich? Mit einem Male saß er neben mir, der das gleiche Geräusch vordem veranstaltet, er, von dem ich die Gebärde hatte — mein Vater. Ich saß mit ihm bei Tisch und war wie vordem der Bub. Meine Buben saßen aber auch da. Halb war mir, als sei ich er und er sei ich. Wie hätte ich sonst gleich ihm mich plötzlich benehmen können? Ohne Vorsatz aus der Tiefe aufgestiegen war sein Verhalten mein Verhalten geworden. Mit dem Klopf-Einfall im Gefolge kamen mancherlei andere Gefühle aus jener entschwundenen Zeit aus der Vergessenheit herauf, wo sie lange geschlummert. Es war, als flöße ich mit dem Entschwundenen in eins zusammen, als sei die Zeit nichts mehr, die seit unserem Zusammensein vergangen war, eine Urmacht raffte das Gestern und Heute mir zusammen und wischte Jahrzehnte hinweg —: die Urmacht des Gedächtnisses. Dieses Gedächtnis ist aber eine andere Art Gedächtnis, als das Schul- und Lerngedächtnis ist. Es ist gewissermaßen das Gedächtnis der Natur. Wir bestimmen nicht darüber, es bestimmt uns. Wie viele Worte und Lehren des Vaters habe ich vergessen, einiges hat sich mir eingeprägt, anderes lebt in mir fort, ohne daß ich dessen gewahr werde und nur gelegentlich ungerufen tritt es aus dem Dunkel und macht mich handeln. — So bin ich mit dem Vater verknüpft, mehr als ich weiß, und er war's mit seinen Ahnen, und jeder von uns ist mit viel größerem Maße als er selber glaubt nicht ein einzelnes selbstherrliches Wesen, sondern eine Wiederholung und ein abhängiges Geschöpf. Es kann nicht jeder von uns vorn anfangen. Wir sind Menschen und sind schaffende Geschöpfe nur dadurch, daß wir große Bewahrer sind. Das Bewahren macht uns zu dem, was wir sind, vielmehr als man gemeinhin denkt. Wenn jetzt das Essen auf unserem Tisch karger wird, wenn die Brotkrumen sorgfältiger als sonst zusammengenommen werden, dann sehe ich ihn vor mir, der nie ein Brosämlein unter den Tisch fallen ließ, der immer sie mit der rechten Hand zusammenwischte, in die hohle Linke sie hineinschob am Tischrand und dann in die Milchtasse schüttete. Vaters Gebärde bezeugte, daß er eingedenk war der Abhängigkeit, der Schwäche, der Gefährdung des menschlichen Daseins, aus welchem Gefühl die Dankbarkeit entspringt gegen den Segen der Erde, gegen das Brot, das uns das tägliche Dasein ermöglicht. Es war eine Bewahrergebärde.

Was ist das Vaterland anderes, als eine mächtige, weitgespannte Bewahrung, ein Hilfsmittel, unser Dasein zu behüten, nicht unsere Rechte allein, nicht unser Hab und Gut, nicht unser persönliches Leben, sondern das Dasein vieler Geschlechter und langwährender Gedanken, und da möchte ich, da möchten wir alle vor dieser großen Aufgabe nicht versagen, sondern uns als rechte Bewahrer erweisen, derart, daß wir unsern Kindern im Gedächtnis einst auftauchen können als wirkliche Väter, so wie wir von unserer Väter Taten leben und ihrer uns freuen — seit 650 Jahren.

Kaspar Kostbar

Es lebe die Sch

Einige Anmerkungen zur Armut unseres Vaterlandes an Kindern

«Es lebe die Schweiz» an ihrem 650. Geburtstag. Wie kann die Schweiz leben, wenn man sie sterben läßt! In diesem Jahr, da wir den einen großen Geburtstag der Eidgenossenschaft feiern, werden 500000 Geburtstage nicht gefeiert — die Geburtstage der ein- bis fünfzehnjährigen Schweizerkinder, die in den vergangenen fünfzehn Jahren nicht geboren wurden.

An der Landesausstellung, unter der «Uhr des Werdens und Vergehens», wurde es dem Schweizer zum ersten Male bewußt: unser Volk stirbt aus! Zahllose Statistiken haben diese Entwicklung seit Jahren festgestellt. Von allen Seiten wurde die Tatsache beleuchtet — bevölkerungspolitisch — wehrtechnisch — volkswirtschaftlich — moralisch — hygienisch, vom nüchternen Wissenschafter bis zum effekthaschenden Politiker haben Berufene und Unberufene das Problem erörtert. Alles Wesentliche wurde schon zutage gefördert. Es hat keinen Sinn, Weiteres, Gescheiteres dazu beizutragen, denn dieses Problem ist nicht durch reden oder zahlen aus der Welt zu schaffen, es muß von jedem einzelnen gelebt werden. Zum Leben aber gehört Mut. Mut, Gottvertrauen und Zukunftsglaube findet sich bei uns kaum mehr in den oberen, begüterten Schichten, die sich selbst zur Kinderlosigkeit verdammen, während Bauer und Arbeiter noch genügend Nachkommen aufziehen. Durch diesen Umstand entsteht das trügerische Bild, wonach Kinderreichtum arm macht und Kinderarmut reich erhält. Auf der einen Seite Mut zum Lebenskampf auch unter ärmlichen, schwierigsten Verhältnissen, auf der andern Seite schmähliche Flucht vor dem Leben, feiges Drückebergertum. Eine befremdliche Situation — und doch drängt sich dem Einsichtigen die Erkenntnis auf, daß die materielle Seite des Problems unbedeutend ist, verglichen mit der ethischen Seite.

Die offiziellen Bemühungen beschränken sich vorerst auf die Behebung der materiellen Notlage der Kinderreichen. Je rascher dieser Teil des Problems gelöst wird, desto eher wird man erkennen, daß man zwar einen Akt sozialer Gerechtigkeit getan hat, dem Kern der Frage aber nicht näher gekommen ist. In ein kinderleeres Land aber strömen die Fremden ein . . .

Geneigter Leser, verehrte Leserin, beobachten Sie genau Ihre Regungen beim Betrachten des links stehenden Bildes, das gleichsam ein Prüfstein für Ihre väterlichen oder mütterlichen Instinkte ist. Ein Prüfstein auch für das, was in Zukunft als gesundes lebendiges Schweizertum gelten wird. Wenn Sie sich dabei ertappen, an diesem Bild etwas falsch, unwürdig oder lächerlich zu finden, dann ist es schlecht bestellt um Ihre Zukunft als Schweizervater, als Schweizermutter. Denn was wir hier sehen, ist natürlich und richtig. Trotz den «schweren Zeiten», trotz seiner Dienstpflicht, trotz der «Ansprüche», die auch er an das Zivilleben stellt, trotz der in seinen Kreisen vorherrschenden Kinderlosigkeit, trotz der «trüben Zukunft» ist der Herr Oberleutnant Vater, und er bekennt sich freudig zu seinem Vatertum. Er lebt, aber er lebt wirklich und nicht so, wie man heute zu «leben» vorgibt.

weiz

Die kinderreichen Familien leben in größter materieller Bedrängnis, darunter hat es Fälle, die jeder Beschreibung spotten. Man glaube aber nicht, daß es sich dabei um minderwertige Leute handle, meistens sind es überaus wackere und aufrechte Menschen. Bei all diesen Familien ist etwas von einem ganz besonderen Glück zu spüren, sie sind aber materiell die Opfer unserer rückständigen Familiengesetzgebung. Eine Untersuchung bei zwanzig stadtzürcherischen Familien mit zusammen 133 Kindern zeigte, daß pro Person für Nahrung und Kleidung sage und schreibe 71 Rappen täglich zur Verfügung stehen. Was wird nun dagegen getan? Es bildete sich die «Eidgenössische Familienschutzkommission», es wurde gegründet der «Bund kinderreicher Familien der Schweiz», es wird viel geredet und geschrieben. Aus all diesen Erörterungen ging hervor: Einführung von Familienzulagen, abgestuft nach der Kinderzahl, wobei die Mehrzahlung dem Arbeitgeber durch Berufsgruppen-Ausgleichskassen abgenommen wird, nach dem Beispiel unserer segensreichen Wehrmanns-Ausgleichskassen, ferner Steuererleichterungen, Siedlungsmöglichkeiten, Stipendien für Kinder aus kinderreichen Familien, Einführung der Mutterschaftsversicherung nach dem hervorragenden Plan Schwarz-Gagg. All diese Wünsche und Vorschläge beginnen sich zu verdichten zu einer Politik des Lebens. Politik? Ja, leider haben bereits politische Gruppen sich dieser Fragen angenommen. Als Prachtstücke von sozialem Elend werden in Schaustellungen die kinderreichen Familien vorgeführt. Der psychologische Effekt ist katastrophal, der Durchschnittsbürger denkt insgeheim: «Da sieht man, wohin das Kinderhaben führt; was bin ich doch für ein schlauer Kopf, daß ich keine Kinder habe.» Der politische Zweck-Jammer, der in der Schweiz seit Jahren grassiert, um materielle Vorteile zu erreichen, hat glücklich ein neues Tätigkeitsfeld gefunden. Damit wird vielleicht eine materielle Besserstellung erreicht, aber gleichzeitig die seelische Grundlage zerstört, auf der allein das Vertrauen in die eigene Kraft ruht. Die Kosten der Förderung aller kinderreichen Familien des Landes sind lächerlich klein, gemessen an den uns von den Verhältnissen aufgezwungenen Wehraufwendungen. Wozu also endlose Vorarbeiten, zahllose Kommissionen, fruchtlose Konferenzen? Was getan werden muß, kann auch rasch getan werden, und wenn die Beseitigung der materiellen Nöte unserer Kinderreichen als erste Maßnahme gegen die Kinderarmut richtig ist, dann kann sie innert drei Monaten durchgeführt werden.

Die Armen haben Kinder. Haben sie nicht schon Arbeit, Sorgen, Mangel genug? Wie reimt sich das? Sind sie tüchtiger, mutiger oder nur dümmer als die reichen Kinderarmen? Wie dem auch sei, es folgt daraus unerbittlich, daß die oberen Schichten schwächer, die unteren aber stärker werden, und das bedeutet in absehbarer Zeit eine soziale Umschichtung, gegen die es kein reaktionäres Anstemmen gibt. Ob man es gerne hört oder nicht, in unserem für seine Ausgeglichenheit gerühmten Staatswesen gibt es soziale Unterschiede dicht nebeneinander, die ebenso schlimm sind wie die vielbekrittelten Extreme des Auslandes. Unsere «Extreme» sind bedingt durch Kinderreichtum und Kinderarmut, denn unser Lohn- und Zinssystem läuft auf eine Prämiierung der Ledigen oder Kinderlosen und auf die Benachteiligung der Kinderreichen hinaus. Unter solchen Verhältnissen, wo sich der eine alles, der andere nichts leisten kann, vergeht wohl manchem der Mut zur Fortpflanzung, und so verzichten die einen auf Kinder, um nicht in proletarische Armut abzusinken, und die andern verzichten auf Kinder, um ja ihre übertrieben genußsüchtige Lebenshaltung nicht ändern zu müssen. In der Stadt Zürich sind 45% der Ehen kinderlos, 25% haben 1 Kind und nur 30% haben 2 oder mehr Kinder.

Degeneration, ein tragisches Wort, aber die Zahlen sprechen es aus: Die Fruchtbarkeitsbeschränkung wird in den armen und am schwächsten begabten Bevölkerungskreisen nicht so ausgeprägt praktiziert wie in den begüterten, kulturfähigen Schichten, aus denen die «besseren Schweizer» hervorgehen sollten. Die Folge ist die phantastische Zahl von 200000 Gebrechlichen, wovon 150000 ihr Gebrechen ererbt haben (Blinde, Schwerhörige, Krüppel, Epileptiker, Geisteskranke, Assoziale). Das Gegengewicht dazu, die Gesunden, Begabten, Tüchtigen, Begüterten, die im besten Aufzuchts-Milieu aufwachsen könnten, bleiben ungeboren.

Hochzeit — hohe Zeit! Und später? Wird man Kinder haben oder ein Schoßhündchen? Auf 1000 Frauen, die Mütter sein könnten, trifft es nur 125 Neugeborene im Jahr, und die meisten davon sind Bauernkinder. In den Städten sind es auch keine 125 Geburten, sondern nur noch 70. Die Schweiz ist heute eines der kinderärmsten Länder der Welt, sie hält diesen traurigen Rekord gleich nach Frankreich, von dem Marschall Pétain am Tage nach dem Zusammenbruch sagte: «Trop peu d'enfants.» Von Finnland aber, das sich gegen gewaltigste Uebermacht behauptet hat, liest man: «Die seit 1936 steigende Zahl der Geburten hält weiter an.» In Zürich, Genf und Lausanne wird jede vierte Ehe wieder geschieden, in Basel jede fünfte, in Bern jede siebente. Verantwortungsbewußte Aerzte schätzen, daß bei uns die Hälfte aller empfangenen Kinder abgetrieben werden . . . 50000 Tötungen im Jahr!

Eine Filmwohnung, leicht übertrieben! Aber sie ist symbolisch für den sterilen Wohnkult, den wir auch in der Schweiz treiben. Der Film, die Scheinwelt der Erwachsenen, wo alles pikfein hergerichtet ist, wo die Menschen ihren Süchten und Leidenschaften leben, wo nie gezeigt wird, wie sie ihr Leben verdienen, sondern nur, wie sie es genießen, wo selten Kinder vorkommen — der Film ist mitschuldig an der erkünstelten Lebensart der Städter. Unsere Wohnungen sind nicht für Kinder möbliert, dafür sind sie «standesgemäß.» — Die moderne Zweizimmerwohnung der Kinderarmen in der Stadt kostet soviel, wie die große Wohnung der Kinderreichen auf dem Land. — Der großartige Rückgang der Säuglingssterblichkeit, die Fortschritte der Hygiene und der ärztlichen Kunst, die Mittel der Eugenik, das Wissen um die Ernährung, alles, was zu schöneren, gesünderen Kindern führen könnte, ist heute vorhanden. Mehr als das, Dinge, welche früher als ideale Voraussetzungen für die werdende Mutter gepriesen und angestrebt wurden, wie Frauensport, Leben in Luft und Sonne, richtige Diät, bessere Körperpflege, Entlastung der Schwangeren von schwerer Arbeit, regelmäßige ärztliche Kontrolle, Geburtshilfe usw. — all das ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden, gerade in denjenigen Kreisen, die keine oder wenig Kinder haben. Frauen, die alles haben: Gesundheit, Zeit, Geld, Bildung, Sicherheit, kurz alles, was man sich als vorgeburtliche Bedingung für schöne und kräftige Nachkommen wünschen kann, ausgerechnet solche Frauen haben keine Kinder, dafür haben sie «Bedürfnisse». Soll man von ihnen denken, was Walther von Hollander sagt: «Wir halten es für sinnlos, allzu viele Worte an jene Frauen zu verschwenden, die aus Angst um ihren mehr oder weniger schönen Körper, aus Furcht, sie könnten ihre, gar nicht kostbare, Gesundheit schädigen, oder sie könnten gar durch Kinder in ihren Lebensgenüssen gestört werden, sich das Glück versagen, Kinder zu haben.

Wir glauben nämlich, daß in den meisten dieser Fälle die Natur klüger ist als die scheinbar so schlauen Frauen. Die Natur weiß wahrscheinlich, daß von solchen Frauen keine allzu bedeutenden, keine sehr gesunden und leistungsfähigen Kinder geboren werden. Auch die Männer, die keine Kinder haben wollen, weil es manchmal verdammt unbequem ist, weil es Opfer an Zeit, Geld und Nerven erfordert . . ., auch diese Männer sind so fern jedem natürlichen Gefühl, daß es uns scheint, die Natur habe mit ihnen nicht mehr allzu viel vor. Alle anderen Menschen spüren, daß sie Kinder haben müssen, weil man sich immer wieder in neuen Kindern erneuern kann.»

Nehmt dem Meiteli die Puppen weg, es könnte sonst seine natürliche Veranlagung zur künftigen Mutterschaft entwickeln und später Kinder bekommen. Wer «garantiert» ihm aber, daß es «rentiert»? Wer «sichert» es gegen die Unbill der Ehe, der Mutterschaft, der Kindererziehung? — Wir Schweizer haben aus dem Leben ein großes Versicherungsgeschäft gemacht, wir wissen ganz genau, was «rentiert» und was «nicht rentiert», und danach schätzen wir die Dinge ein. Die Frauen von heute bringen nur noch die Hälfte der Kinder zur Welt wie unsere Mütter. Sie wollen nichts riskieren, unsere Unternehmer riskieren auch nichts, unsere Banken noch viel weniger. Ist es auch Unsinn, so hat es doch Methode, denn wozu die Mühe und das Risiko, wenn wir doch langsam aussterben: 10000 Rekruten zu wenig, d. h. für die 12 Jahrgänge des Auszuges eine Armee von 120000 Mann, zu viel alte, zu wenig junge, d. h. dringendes Bedürfnis für eine Altersversicherung und zu wenig junge Erwerbsfähige, um sie zu bezahlen — 500000 Kinder zu wenig, d. h. ½ Million fehlende Konsumenten, folglich Arbeitslosigkeit — Arbeitslosigkeit bringt Erwerbsausfall und Unsicherheit, d. h. mangelnden Fortpflanzungswillen und so weiter, im fruchtlosen Kreislauf.

F. A. Roedelberger

Die Familie als Schöpfungsordnung

VON PROF. DR. EMIL BRUNNER

Dies ist der Abdruck eines Vortrages, den der Verfasser in einer Pressekonferenz des Gotthardbund gehalten hat, bei welcher die Erscheinung des schweizerischen Geburtenrückgangs von verschiedenen Rednern in verschiedener Weise ausgelegt und betrachtet wurde.
Die Red.

Die Krise der Familie, die wir heute erleben, ist, wenn man den Dingen auf den Grund sieht, eine religiöse Krise. Die Erschütterung der Familie, wie sie sich in der steigenden Zahl der Ehescheidungen und im Geburtenrückgang als wahrhaft erschreckenden Symptomen äußert, ist eine unmittelbare Konsequenz der Erschütterung der religiösen Fundamente der abendländischen Gesellschaft. Sie hat also dieselbe Wurzel wie die Erschütterung des Rechtsbewußtseins und der völkerrechtlichen Ordnung. Sie ist eine der Formen der beginnenden Anarchie, die immer auf eine Anarchie der Werte zurückgeht, welche ihrerseits in der Auflösung der religiösen Grundüberzeugungen ihren Ursprung hat. Die Ehe und die Familie aber ist von allen menschlichen Lebensordnungen diejenige, die auf diese religiöse Erschütterung am intensivsten und empfindlichsten reagiert, darum, weil sie von allen die persönlichste ist. Die Beziehung zwischen dem religiösen Glauben und der Familie ist eine viel engere und direktere als die zwischen dem Glauben und der staatlichen oder wirtschaftlichen Ordnung. Der Glaubensverlust macht sich im Ehe- und Familienleben sofort, unmittelbar geltend, im Staat und in der Wirtschaft nur langsam und indirekt.

Zu allen Zeiten und in allen Weltteilen haben die Völker in ihren Religionen diesen engen Zusammenhang zwischen Familienordnung und Religion zur Geltung gebracht und Ehe und Familie mit den stärksten religiösen Sanktionen umgeben und gestützt. Aber erst und einzig das Christentum hat durch die Botschaft vom heiligen Schöpfergott diese Beziehung klar und sicher zu begründen vermocht. Ueberall weiß oder ahnt der Mensch etwas von der Heiligkeit der Ehe und der Familienordnung; aber einzig der christliche Glaube vermag diesem unbestimmten Gefühl der heiligen Ordnung bestimmte Form und klare Begründung zu geben, und zwar eine solche Begründung, die ebenso die Heiligkeit der Institution als solcher als auch die persönliche Würde und Freiheit der sie tragenden Personen gewährleistet. Jahrhundertelang war die christliche Lehre die anerkannte Basis der gesamten europäischen Kultur; die letzten zwei Jahrhunderte haben dieses Fundament weithin erschüttert und diese Erschütterung ist es, die wir heute nicht nur allgemein als abendländische Krise, sondern im besonderen als fortschreitende Zersetzung der Familie erleben.

Für einen großen Teil unserer Volksgenossen sind Ehe und Familie rein menschlich-natürliche Größen. Das Gefühl und der Gedanke der Heiligkeit der Ehe und Familie ist ihnen fremd geworden. Ehe ist ihnen eine unter vielen anderen möglichen Arten geschlechtlicher Verbindung, die man nach ihren Vorzügen und Nachteilen gegenüber jenen anderen Möglichkeiten abwägt, wobei diese Rechnung sehr oft zu ihrem Nachteil ausschlägt und also zur Ehelosigkeit führt. Aber auch, wenn man die Ehe geschlossen hat, betrachtet man sie als etwas, worüber man jederzeit verfügt, eine Verbindung, die man ebensowohl wieder auflösen kann, als man sie eingegangen hat. Das einzige, was im Bewußtsein dieser wahrhaftig nicht wenigen Mitbürger der Ehe eine gewisse überpersönliche Festigkeit gibt, ist, außer den immer noch vorhandenen rechtlichen Schwierigkeiten der Eheauflösung, das Kind. Gerade das aber ist mit einer der Gründe, die zur gewollten Unfruchtbarkeit der Ehe führen. Auch die Frage der ehelichen Fruchtbarkeit wird genau so wie das Verhältnis von freier Liebe und Ehe und die Dauer der Ehe als etwas, was ganz im Belieben der einzelnen Menschen steht, aufgefaßt. Wie man sich fragt, ob man ein Haus kaufen oder bloß eine Wohnung mieten wolle, so fragt man sich auch, ob man Kinder haben wolle oder nicht, oder betrachtet mindestens die Zahl der Kinder als etwas ganz in unserem Ermessen liegendes. Es ist darum nicht zum Verwundern, wenn nun auch in der Familie die einzelnen Glieder sich ihren Platz und ihre Funktion im Ganzen völlig frei selbst zu bestimmen erlauben. Wie Vater und Mutter ihre eigenen Wege gehen, so auch die Kinder; und wie Vater und Mutter die Ehe als eine ihnen in ihrer Verfügung stehende Sache ansehen, so betrachten nun eben auch die Jungen ihre Stellung innerhalb der Familie nicht anders.

Ebenso wie die Ehe, so ist auch die Familie kraft dieser völlig individualistischen Auffassung von vornherein auf Abbruch hin konstruiert. Sie ist kein Haus, sondern sozusagen ein Weekend-Zelt. Es ist alles fakultativ und provisorisch, es ist alles aus dem Aggregatzustand der Festigkeit in den der Flüssigkeit und schließlich in den gasförmigen übergeführt. Gewiß sind in unserem Volke alle möglichen Zwischenstufen, von der unerschütterlichen Solidität bis zur äußersten Lockerheit und Unstabilität vertreten; aber die allgemeine Tendenz geht ganz offensichtlich der Auflösung zu. Der Grund ist evident: Wo Ehe und Familie nichts in sich selbst Gebundenes, d. h. Heiliges sind, muß die Entwicklung, Schritt um Schritt, der Auflösung zuführen.

Auf dieser Folie nun verstehen wir wahrscheinlich besser, was mit der Familie als göttlicher Schöpfungsordnung gemeint ist. Man könnte statt Schöpfungsordnung auch sagen: göttliche Stiftung. Beides meint: die von menschlicher Willkür unabhängige, durch den Willen, der uns heilig gebietet, geschaffene und bestimmte Ordnung. Das Wesen einer Stiftung ist dies, daß der, der in sie eintritt, mit seinem Eintritt sich auch in das Gesetz der Stiftung zu fügen und nicht darüber zu verfügen hat. Das Gesetz der Stiftung ist vor seinem Eintritt in die Stiftung da. So ist es gemeint mit Ehe und Familie. Aber im Unterschied zu einer menschlichen Stiftung beruht nun auch dieses Stiftungsgesetz nicht auf menschlichem Beschluß, sondern auf dem göttlichen Schöpferwillen. Lassen Sie mich kurz die wichtigsten Bestimmungen dieses göttlichen Stiftungsgesetzes nennen:

1. Die Bibel sagt uns, daß Mann und Weib füreinander und zueinander hin geschaffen seien, daß sie in ihrem Zusammenleben etwas sind und wirken, was sie als einzelne nicht sein und wirken können. Sie streben nicht nur zusammen, sie gehören zusammen.

2. Mann und Weib sind leiblich, seelisch und geistig so geschaffen, daß nur die monogame und lebenslängliche, d. h. die exklusive Dauerehe zugleich den objektiven und den persönlichen Sinn der Geschlechtsgemeinschaft erfüllt. Jede andere Geschlechtsverbindung ist unterpersönlich; sie entwürdigt das eine zum Mittel des anderen. Die monogame, exklusive Dauerehe ist die einzige Form der Geschlechtsge-

meinschaft, die zugleich den persönlichen Adel und die Gemeinschaftsbestimmung des Menschen erfüllt.

3. Die Bibel bestimmt als das Grundgesetz dieser Verbindung die gegenseitige Hingabe, das Einandergehören, also eine Liebe, die nicht im Nehmen, sondern im Geben ihren Sinn findet.

4. Mit der gegenseitigen Zuordnung von Mann und Frau ist auch das Gebot der Fruchtbarkeit gegeben. Ebenso wenig als es im Belieben des Mannes oder der Frau liegt, die einmal geschlossene Ehe wieder aufzuheben, ebensowenig liegt es in ihrem Belieben, Kinder zu haben oder nicht zu haben. Das schließt nicht eine unbegrenzte Fruchtbarkeit in sich, wohl aber den Ausschluß aller willkürlichen Begrenzung.

5. So wie die Ehe, ist auch die Familie im christlichen Glauben als ein Einandergehören verstanden, das heißt, die Familie ist zugleich als ein föderalistisch und ein hierarchisch aufgebautes Ganzes erkannt. Jedes Glied der Familie hat, wie die Glieder an einem Leibe, seine besondere Stellung und Funktion. Keines ist dem anderen gleich. Der Vater, die Mutter und das Kind, unter den Kindern wiederum der Sohn und die Tochter, das Kleinkind und das Erwachsende, sie alle haben ihre Eigenstellung und ihre Eigenfunktion im Ganzen und je eines gegenüber dem anderen. Aber diese Besonderheit, die zugleich eine Rangordnung begründet, ist umschlossen von der unbedingten Gleichwertigkeit der einzelnen Personen als Gliedern der Familie.

Auf dieser göttlichen Stiftung beruht die Heiligkeit der Ehe und Familie. Heilig heißt: der menschlichen Willkür entzogen und dem göttlichen Willen und Verfügungsrecht unterstellt. Heilig heißt: durch den Gotteswillen gefügt und in dieser Gottgefügtheit vom Menschen in Ehrfurcht Dankbarkeit und Gehorsam anzuerkennen.

In dem Wort Schöpfungsordnung liegt, daß es sich da nicht um ein Willkürgesetz handelt, dessen Befolgung uns, man weiß nicht warum, geboten ist, sondern um ein Lebensgesetz, dessen Nichtbefolgung den Zerfall des Lebens, den Tod zur Folge hat. In diesem Fall nicht den physischen Tod des einzelnen, sondern den Zerfall der menschlichen Gemeinschaft und damit zugleich der Personwürde. Die Nichtbeachtung des göttlichen Ehe- und Familiengesetzes zerstört das menschliche Leben als menschliches, es macht das Leben unmenschlich, nämlich unterpersönlich und gemeinschaftslos. Während die Anerkennung Gottes als des Herrn und Schöpfers Sache des Glaubens ist, d. h. nur in der Glaubensentscheidung jedes einzelnen erfaßt werden kann, ist die Folge der Nichtbefolgung des göttlichen Gebotes mehr oder weniger Sache der Konstatierung. Es liegt jedermann vor Augen, was für Konsequenzen die Nichtanerkennung der göttlichen Ordnung nach sich zieht. Man könnte geradezu sagen, die Auswirkung der Glaubenserschütterung im Ehe- und Familienleben sei eine Art Glaubensbeweis. Die Menschheit, die nicht hören wollte, was Gott ihr gebietet, muß jetzt fühlen, was aus diesem Ungehorsam folgt.

Ehe und Familie sind nicht isolierte Größen innerhalb des Volksganzen. Sie stehen mit dem gesamten Leben, mit dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen in engem Zusammenhang, und zwar in Wechselwirkung. Der Zustand der Familie ist abhängig von den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zuständen; umgekehrt sind diese anderen Verhältnisse durch den Zustand der Familie aufs tiefste mitbestimmt. Darum gibt es eine Menge von Faktoren, die sowohl zur Gesundheit als auch zur Krankheit der Ehe und Familie mitbestimmend beitragen, und es ist darum ganz in der Ordnung, das Problem der Familie von den verschiedensten Seiten her zu beleuchten und die mannigfaltigsten Mittel zu ihrer Stützung und Kräftigung in Erwägung zu ziehen. Die Familie hat sicher auch ihre bedeutsame wirtschaftliche Basis, und die Gesundheit der Familie wird heute durch allgemeine wirtschaftliche Verhältnisse geschädigt. Sie kann umgekehrt durch besondere wirtschaftliche Maßnahmen, zu deren Durchführung teilweise auch der Staat herangezogen werden muß, gebessert und geschützt werden.

Ich glaube aber durch meine Darlegungen gezeigt zu haben, daß das Grundproblem der Ehe und Familie das religiöse ist. Wo der Sinn für die Heiligkeit der Ehe und Familie abhanden gekommen ist, da sind sie an der Wurzel verdorben, da nützen alle anderen Mittel zu ihrer Stützung und Besserung nichts mehr. Gott sei Dank ist es noch nicht so weit, und darum sind alle Bestrebungen, welcher Art sie auch sein mögen, die dazu dienen können, dem Uebel von irgendeiner Seite her beizukommen, zu begrüßen. Aber darüber müssen wir uns im klaren sein: sie sind doch deutlich sekundär gegenüber dem einen, dem Grundübel, das nun eben auch in unserer schweizerischen Volksgemeinschaft sich schon tief eingefressen hat. Was wir am allerdringlichsten nötig haben, noch dringlicher als den Familienlohn und den Steuerschutz der kinderreichen Familie, das ist eine Erneuerung des Verständnisses für das, was Ehe und Familie ist, das heißt aber die Erneuerung der Erkenntnis der Heiligkeit von Ehe und Familie, wie sie im christlichen Glauben allein gewährleistet ist.

Man spricht oft vom Familiensinn. Was man gewöhnlich darunter versteht, ist eine durchaus lobenswerte, ja sogar notwendige Gefühlssache, das natürliche Bewußtsein der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit der Familienglieder. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der natürlichen ehelichen Liebe. Beides ist gut und notwendig. Aber beides reicht bei weitem nicht aus, um die Ehe und Familie vor der zerstörenden Wirkung des egoistischen Sexualtriebes und dem egoistischen Lebenshunger der einzelnen Familienglieder zu bewahren. Diesen furchtbaren Mächten der Zerstörung sind die natürlichen Gefühle der Sympathie längst nicht gewachsen. Ehe und Familie bedürfen ganz anderer Fundamente, um von der Genußsucht und der individualistischen Willkür unserer Zeit nicht weggeschwemmt zu werden. Dazu kommt, daß diese natürlichen Sympathiegefühle gar nicht in unserer Macht liegen. Man kann wohl dies und das tun, um dem entgegenzuwirken, was diesen Familiensinn schwächt und schädigt; aber ihn selbst pflanzen kann man nicht. Es ist aber eine geschichtliche Erfahrung, daß er, sozusagen ganz von selbst, als Beiprodukt einer wahrhaftigen, lebendigen Frömmigkeit emporwächst. Auch unter diesem, zunächst rein natürlich-menschlichen Aspekt zeigt sich uns wieder die fundamentale Bedeutung des Glaubens.

Liegen die Dinge so, so kann man der Konsequenz nicht länger ausweichen, daß eine Erneuerung der Familie nicht anders möglich ist, als durch eine Erneuerung des Glaubens. Und hier ergibt sich nun eine ganz unvergleichliche Möglichkeit und Verantwortlichkeit der Presse. Weithin ist die Presse an die Stelle der kirchlichen Verkündigung getreten. Sie hat, so scheint es zunächst, die verkündigende Kirche verdrängt, sich selbst an die Stelle der Volkskanzel gerückt. Man kann aber diese unleugbare und nicht mehr rückgängig zu machende Entwicklung auch anders ansehen: Die Presse hat einen großen Teil der kirchlichen Verantwortung zugewiesen bekommen. Die Presse ist ja kein Inhalt, sondern ein Instrument. Die Presse kann also ebensogut Mittel der christlichen Belehrung und — wenn Sie das Wort recht verstehen wollen — der christlichen Volksaufklärung werden als die Kanzel.

Am Ehe- und Familienproblem wird diese Aufgabe besonders deutlich. Der Flut zerstörender, nihilistischer Antipropaganda muß von der Presse her das wahrhaft Aufbauende entgegengesetzt werden. Die Presse steht heute noch weithin im Dienst der Mächte, die die Ehe und Familie auflösen. Das muß nicht so sein, und das darf nicht so bleiben. Die Presse muß sich in den Dienst der Familie stellen, wenn sie ihren Dienst am Volk erfüllen will. Die Familie ist — wie nachgerade jedermann weiß — die Keimzelle des Volkes; wer die Familie zerstören hilft, sägt an der Wurzel des Volkslebens. Wer die Familie baut, baut das Volk. Die Familie bauen heißt aber, wenn man es gründlich versteht, den Sinn für die Heiligkeit der Ehe und Familie wecken, indem man die Erkenntnisse des christlichen Glaubens, auf denen diese Heiligkeit beruht, wieder laut und deutlich ausspricht und in jedes Haus, in jedes Herz hineinschreit. Das können, vorläufig und wer weiß für wie lange, die Predigten der berufenen Verkündiger der Kirche nur in sehr begrenztem Maße. Das kann aber, heute, in ganz anderen Ausmaßen die Presse. Sie muß es auch tun, wenn sie ihrer hohen Verantwortung gerecht werden und nicht versagen will. Die große Frage ist, ob sie diese Verantwortung erkennt und anerkennt und dann die Konsequenzen zieht. Diese Frage kann nicht ich, die können nur Sie beantworten.

Kinderfeindliche Schweiz

Kinderfeindliche Schweiz? Darf man dieses Wort in dicken Lettern hinschreiben? Ist das nicht ärger als ein Vorwurf, ist das nicht eine Herausforderung? Wir geben zu, nicht ohne leise Bedenken diesen Titel hingesetzt zu haben, aber auch nicht ohne stille Hoffnung, es möchte sich an ihm da und dort heftiger Widerspruch entzünden und dieser Widerspruch möchte begründet sein. Die paar Geschichten, die wir hier abdrucken, sind nicht Phantasieerzeugnisse. Es sind Begebnisse, Beobachtungen, Tatsachen, Wahrheiten. Soll man an der Quintessenz solcher Zuschriften absichtlich vorbeisehen und behaupten, die Sache sei nicht halb so schlimm? Wir können es nicht.

Ein Bub, ein Chüngel und ein Hausmeister

Ein Zürcher Bub, nennen wir ihn Hanspeter, erhielt zu Weihnachten 1939 ein lebendiges Kaninchen geschenkt. Das Geschenk war berechtigt, denn das Haus, worin der Bub wohnt, steht in einem Garten, und in einer Ecke dieses Gartens konnte ein Chüngelistall aufgestellt werden. Das Tierchen war damals vier Wochen alt und löste bei seinem elfjährigen Herrn und Meister Begeisterung und eine sehr erzieherische Art von Verantwortungsgefühl aus. Da war etwas Lebendiges seiner Obhut und Fürsorge anvertraut. Das Chüngeli nahm den Eltern des Buben ahnungslos wichtige Charakterbildungsaufgaben ab und erteilte dem jungen Tierfreund durch sein bloßes Vorhandensein Lehren, die besser verstanden wurden als die in Worte gefaßten seiner Erzieher. Natürlich zimmerte der Bub einen Stall, und dieser Stall stand den ganzen Sommer und Herbst 1940 über im Garten. Das Kaninchen führte ein zufriedenes Leben, durfte an jedem schönen Tage eine Stunde außerhalb des Stalls im Gras herumhüpfen, und klein und groß der gesamten Nachbarschaft schien ihm wohlgeneigt. Als der kalte Winter kam, gab der Bub seinen Schützling einem befreundeten Bauern in Pension. Der Bauer versprach ihm mit einem kräftigen Handschlag, den Pensionär treu zu hüten und ihn im Frühjahr 1941 gesund und unversehrt seinem wirklichen Besitzer wieder zurückzugeben. Schnuggi — so hatte Hanspeter das Tierchen getauft — war fort. Es verging kein Tag, ohne daß der Bub von dem Abwesenden sprach. Wenn er von der Schule heimkam, verzog er sich meistens in den Keller und sägte, bohrte und hämmerte dort am leeren Kaninchenstall herum. Er sägte eine Fensterluke aus, kittete ein Glas hinein, er verschaffte sich Draht und ein Glühbirnchen und richtete im Innern des Stalles die elektrische Beleuchtung ein, die von einer Taschenlampenbatterie gespiesen wurde. «Damit ich dann auch nachts nachsehen kann, wie es dem Schnuggi geht!» Als der Frühling nahte, füllte sich das Bubenherz mit der Vorfreude auf das Wiedersehen mit seinem Schnuggi. Da kam ganz unerwartet ein Brief des Hausmeisters, und in diesem Brief schrieb er in der knappen, harten Form, die Hausmeister so trefflich meistern, mit Rücksicht auf die andern Bewohner des Hauses verbiete er fürderhin das Aufstellen eines Kaninchenstalles im Garten. Daß er mit seinem hausmeisterlichen Machtwort eine Knabenfreude totschlug, fiel ihm nicht ein. Unten im Keller aber steht immer noch der leere Kaninchenstall mit einem Glasfenster und mit elektrischer Beleuchtung, womit Hanspeter seinen Schnuggi überraschen wollte, der nun nicht mehr zu ihm zurückkehren darf.

-i-

Exemplarisch, bitte!

Schauplatz: Basel. Meine zwei Mädchen spielten zusammen mit einer Freundin im Dachstock des Hauses, wo sie sich ein Zimmerchen nach eigenem Geschmack und Willen hatten herrichten dürfen und wo sie, ungestört von jeder kritischen und hemmenden Beobachtung durch «Große», ein bißchen die Erwachsenen mimen konnten. Daß sie es noch nicht waren, bewiesen sie dadurch, daß sie im Eifer des Spiels und in unbedachtem Uebermut ohne jede schlimme Absicht eine Teetasse voll Wasser zum Fenster hinausschütteten. Wohlverstanden, nur das Wasser, ohne die Tasse! Ein paar Spritzer des besagten Wassers hatten nun die höchst unangenehme, hinterhältige und von den Mädchen ganz und gar unvermutete Eigenschaft, auf dem Busen eines unten auf der Straße vorüberschreitenden nicht mehr ganz jungen, aber umso vornehmern Jungfräuleins anzulangen, genauer: auf dem guten, soliden und wahrscheinlich teuren Stoff des den Busen überspannenden Kleides. Die Sache war schlimm. Keine wirkliche Dame auf der ganzen Welt wird «Danke schön!» sagen, wenn ihr so etwas zustößt. Unsere Dame war begreiflicherweise empört, sie war mehr als empört, sie war felsenfest davon überzeugt, daß die Kinder in boshaft berechnender Absicht den Wasserguß als Attentat auf ihre jungfräuliche Würde durchgeführt hätten. Im heiligen Zorn ob solcher Verworfenheit klingelte sie an unserer Wohnung, befahl meine Frau, die Stunden erteilt, mitten aus einer Unterrichtsstunde heraus und zischte ihr die ganze Wut über das Vorgefallene ins Gesicht. Mit bebender Stimme schnob sie: «Ich verlange, daß Sie das Kind bestrafen, aber exemplarisch, bitte!»

Meine Frau, von der unerwarteten Gewalt der Anklage ganz niedergeschmettert und von ängstlichem Wiedergutmachungseifer befallen, vergaß ihren Schüler, eilte die sechs Treppen zu je zehn Stufen hinauf ins Dachzimmer, erkundigte sich bei den spielenden Mädchen nach dem Fehlbaren und verabfolgte dem sich schuldig bekennenden eine saftige Ohrfeige, an welcher Saftigkeit ein sehr gemischter Ingrimm schuld war. Während sie dann die sechzig Stufen wieder treppab ging, stieg ihr die Erkenntnis auf, daß die Ohrfeige eigentlich auf eine andere Backe gehört hätte, und sie schämte sich ihrer lockern Hand, die unter dem Einfluß eines lieblosen Menschen gehandelt hatte.

R. V.

Hotelwirte, Hausbesitzer und Kinder

Als unser Töchterchen drei Monate alt war, kehrten wir in die Schweiz zurück. Wir konnten den Augenblick nicht erwarten, in dem uns ein Hotel Gelegenheit geben würde, das Kind zu säubern und zu speisen. Indessen verweigerten uns die Wirte die Aufnahme mit der Begründung, daß den Hotelgästen Ruhe vor Kinderlärm zugesichert wäre. Während unserer Verhandlungen erlebten wir es mehrmals, daß sich in der Hotelhalle Gäste um das Körbchen sammelten, in dem das Kind sich damit beschäftigte, friedlich zu lächeln; der Zärtlichkeiten, der Bewunderung und des liebevollen Schäkerns mit ihm war kein Ende. Die Wirte aber sagten «nein»! Eine Familienpension nahm uns endlich auf. Da war es spät, und wir waren um einen Traum ärmer.

Später mieteten wir eine Wohnung in einem modernen Neubau. Unser Töchterchen war damals acht Monate alt; seine Windeln wehten täglich fröhlich von der Zinne. Das verdroß den Schönheitssinn unseres Mietsherrn, und er richtete uns einen Trockenplatz in einem verborgenen Hofwinkel ein. Als die Windeln (recht im Schatten) weiter wehten, legte es uns die Hausbesitzerin ernstlich nahe, dem Kinde nunmehr mit «Tätsch» die Sauberkeit einzubläuen. Wir erschraken: sie selbst hatte Wunderkinder großgezogen, die mit sechs Monaten «trocken» gewesen waren! Von nun an trockneten wir die Windeln heimlich in der Küche. Als das Baby dreizehn Monate alt war, kam uns der Hausbesitzer auf die Schliche. Es gab keine Gnade: wir mußten zügeln!

Heute ist unser liebes Kind acht Jahre alt. Es hat einen normalen Sauberkeitssinn und zerbricht kein Spielzeug. Glücklicherweise wohnt es mit uns in einem Hause, in dem es sich seiner Kindlichkeit nicht zu schämen braucht. Aber es gibt ein Nachbarhaus; in dem Nachbarhaus gibt es hölzerne Stiegen, und unterm Dach eine brave Familie mit fünf Kindern, die unseres Töchterchens Spielgefährten sind. Am Samstag und am Sonntag darf unser Kind die fünf kleinen Freunde im Nachbarhaus nicht besuchen, obwohl gerade diese Tage die besten zum Spielen sind. Exküsi, warum darf es nicht ins Haus? — Weil die Stiegen frisch gewichst sind! Die Nachbarskinder leben in strenger Zucht des Treppenhauses halber; sie haben oft ein bekümmertes Aussehen und gehen auf Zehenspitzen durch das Haus. Sie dürfen an regnerischen Tagen nicht hin und her in den Garten springen, denn die tragen Erde an den Schuhen ins Treppenhaus. Auch am Werktag

Fortsetzung auf Seite 52

MÄDCHEN IN DER SCHULE: ALBERT ANKER *Aus der Sammlung des Zürcher Kunsthauses*

JAKOB JOSEF ZELGER: AM ALBULA *Kunsthaus Zürich*

VOM BERG ZUM BILD

Der Betrachter eines Kunstwerkes neigt im allgemeinen unwillkürlich dazu, einen Vergleich zwischen dem Kunstwerk und der Natur zu machen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß der Künstler seine Aufgabe in der Nachbildung eines Stückes Natur zu sehen habe, daß er sozusagen mit Pinsel und Farbe der Natur nacheifere. Wie käme es denn aber, daß die Landschaftsmalerei innerhalb eines knappen Jahrhunderts so verschiedene Aspekte zeigen könnte wie von Zelger zu Kirchner oder sogar so verschieden sein kann innerhalb der gleichen Epoche wie etwa bei Hodler und Augusto Giacometti? Hätten diese Künstler einfach den ihnen von der Natur übermittelten Eindruck wiederzugeben versucht, nur darnach getrachtet, die Natur nachzuahmen, dann würden nur geringe Schwankungen innerhalb der Landschaftsmalerei eines Jahrhunderts zu verzeichnen sein. Daraus dürfen wir schließen, daß Malerei sich nicht auf die Nachahmung der Natur zu beschränken hat, sondern daß Natur und Bild in einem andern und nicht so einfachen Verhältnis zueinander stehen.

Wir kommen diesem Verhältnis schon näher, wenn wir Zolas Wort gedenken, daß Kunst Natur, durch ein Temperament gesehen, sei. Damit ist gesagt, daß sich zwischen die Natur und das geschaffene Werk der Mensch als Mittler stellt, und daß daher das Geschaffene, je nach dem Temperament, von dem Vorbild der Natur verschieden sein könne.

FERDINAND HODLER: BREITHORN (1911) *Kunstmuseum Luzern*

ERNST LUDWIG KIRCHNER: FRAUENKIRCH

Wir wollen einmal an dieser einfachen Definition festhalten. Wenn sie auch nicht den ganzen Komplex der Gestaltung umfaßt, so gibt sie doch in großen Zügen den Weg wieder, der vom registrierenden Auge des Malers über sein Temperament zum Bild geht. Die Natur ist — um einen Vergleich zu brauchen — das Wörterbuch, das der Maler konsultiert, um dem Wort dann seine eigene Interpretation zu geben. Immerhin ist der ganze Vorgang nicht so einfach, sondern Natur, Mittler und Kunstwerk stehen in vielfältigen Wechselwirkungen, woran auch das Kunstwerk, als eine im Laufe der Gestaltung selbständig werdende und aus seinem eigenen Gesetz des Wachstums heraus tätige Schöpfung, beteiligt ist.

Die Aesthetik hat sich oft mit der Frage befaßt, wann ein Kunstwerk als vollendet gelten dürfe, mit andern Worten, wo die maßvolle Grenze zwischen der Natur und dem umgestaltenden künstlerischen Temperament zu liegen habe. Man sah in der klassischen Kunst jene ideale Mitte zwischen Naturwahrheit und künstlerischer Gestaltung, der Winkelmann «eine edle Einfalt und eine stille Größe» als Kennzeichen zuschrieb. Man versuchte

FEXTAL *Zeichnung von Victor Surbek*

daher, von einem Idealbild geleitet, in der Kunst die Natur zu veredeln und sah als Ziel des Kunstwerkes die Schaffung von Schönheit. Dieses Bemühen kreuzt allerdings ein Ausspruch Gottfried Sempers, wenn er sagt: «Darstellung des Schönen soll nie Zweck des Kunstwerkes sein. Schönheit ist eine notwendige Eigenschaft des Kunstwerkes, wie die Ausdehnung der Körper.» Dadurch kommen wir dem Gedanken schon näher, daß das Kunstwerk weder die Schönheit zum Ziele haben kann, noch ein Abbild der Natur sein soll. — Was ist nun das Kunstwerk? Man kann es kurz als Resultat eines Gestaltungsprozesses definieren, an dessen Anfang der schöpferische Trieb des Menschen steht, wobei sich dieser Gestaltungsprozeß an den unerschöpflichen Formen der Natur orientieren kann.

Und dieser Gestaltungsprozeß läuft nun, je nach dem Temperament des Künstlers — oder umfassender gesehen, nach dem Wesen desselben — verschieden ab. Betrachten wir das Bild *«SAN BERNARDINO» VON VICTOR SURBEK,* so bemerken wir, daß der Maler sich weitgehend an die Natur hält. Er verfolgt die Schichtung des Gesteins, jede Bewegung des Bodens und geht auch farbig der Stimmung nach, ohne ihr jedoch zu unterliegen. Hätte man aber die Möglichkeit, das Bild vor der Landschaft zu betrachten, so würde man feststellen, mit welcher Ueberlegenheit diese Massen geordnet, die Formen vereinfacht und das Ganze planvoll zu einem in sich ruhenden Bilde zusammengeschlossen wurde. Dieses Maßvolle ist klassisch, womit auch gesagt ist, daß das Klassische nicht an eine Zeit gebunden ist, sondern als künstlerisches Ideal zu verschiedenen Zeiten immer wieder auftauchen kann. Das Kennzeichen einer solchen Landschaft ist Maß, Statik, formale Klarheit und innere Größe, wobei dem Ziel noch näher zu kommen ist, wenn auch die innere Stille und edle Einfalt sich als weitere Eigenschaften hinzugesellen, die nicht zu erlernen sind, sondern der Begnadung angehören.

Vergleicht man dieses Bild mit dem fast ein Jahrhundert früher entstandenen Bild *«AM ALBULA» VON JAKOB JOSEF ZELGER,* so haben beide die eingehende, liebevolle Naturbetrachtung gemeinsam. Zelger, vom Atem der Romantik berührt, geht noch mehr dem romantischen Motiv nach und legt besonderes Gewicht auf die Stimmung. Was Surbek mit gesetzmäßiger Strenge aufbaut, ist bei Zelger Hingabe an den Eindruck, und so entsteht

VICTOR SURBEK: SAN BERNARDINO (1926)

ein Stück lebendiger, stimmungsvoller Bergwelt, wie es zu gleicher Zeit von Calame, Koller, dem Deutschen Oswald Achenbach, Steffan und andern mehr am Aufgange der modernen Landschaftsmalerei geschaffen wurde. Diese Maler stehen wie Zuschauer vor der Schöpfung, von der Natur distanziert und sich ihr mit einer gewissen Andacht nähernd. Das Temperament, das sich hier zwischen Natur und Bild gestellt hat, ist bedächtig und zögernd, kompensiert aber diese distanzierte Haltung meist durch eine große Bewegung im Bilde, die man gemäßigtes, «bürgerliches» Pathos nennen könnte. Diese Kunst bleibt der Ausdruck eines schönen, bürgerlichen Zeitalters, da noch alle Werte als feststehend galten, daher auch die Technik der Malerei als etwas Gegebenes, als ein in der Akademie begründetes Können, angesehen wurde.

Von diesen Malern geht eine fortlaufende Linie bis zu den Frühwerken Hodlers. Wie ganz anders sieht jedoch eine Landschaft wie das «Breithorn» aus der Zeit des Durchbruchs in seine eigenste Welt aus! — Hier stellt sich ein anderes Temperament, ein anderes Medium zwischen Natur und Bild. Hodler rückt dem Berg auf den Leib — und deckt sich hier mit Surbek — jedoch stellt er ihn in einen völlig andern geistigen Zusammenhang hinein. So

sehr er der geologischen Struktur des Berges folgen mag und fast analysierend vorgeht, so schafft er in diesen Bergbildern immer ein Symbol des Berges überhaupt. Sein Wort an Johannes Widmer, daß er planetarische Landschaften malen wolle, ist hier Bild geworden. Von allem Zufälligen, von jedem schmückenden Beiwerk und Stimmungshaften losgelöst, stoßen wir hier auf das Wesentliche, das Gesetz. Hier spricht nicht mehr das Gemüt, die Empfindsamkeit, sondern der Geist, der kühl und klar vor den Dingen steht. Er rückt die Gegenstände nicht in die Ferne mittels der Atmosphäre, sondern diese Ferne ist die Einsamkeit alles Großen, Ewigen und Unnahbaren. Auch Hodler gibt eine Interpretation der Natur, wie weit aber ist sie von derjenigen Zelgers oder Achenbachs entfernt! — Seine Schönheit, die er geschaffen, ist nicht von einschmeichelnder Biegsamkeit, sondern seine Bilder gewinnen ihre Schönheit aus der Größe ihrer Konzeption, aus der Haltung dieses Geistes, dem die Welt kein farbiger Garten — wie etwa Augusto Giacometti — sondern das sichtbare Gesetz eines göttlichen Willens war. So nimmt auch die Farbe bei Hodler kein Eigenleben an, sondern sie stellt sich, wie seine kraftvolle Linie, in den Dienst dieses Gesetzes.

Und wiederum ganz anders geht der Weg *AUGUSTO GIACOMETTIS* von der Natur zum Bild. Ihm ist die Natur ein farbiges Mosaik. Das Wort, das er im Wörterbuch findet, wird klanglich ausgewertet (während Hodler, um bei dem Vergleich zu bleiben, seinem tiefsten Sinne nachgeht). Das heißt, ins Malerische übertragen, daß ihm jede Form zu Farbe wird. Das Bild seines Heimatdörfchens Stampa im Bergell ist weder eine Beschreibung noch eine Deutung des Motivs, das er vor sich hatte, sondern eine reine Umsetzung desselben in Farbe. Er will Schönheit geben — nicht erst als eine aus dem Kunstwerk notwendig erwachsende Eigenschaft, sondern unmittelbar als Rausch der Farbe. Man darf daher ein solches Bild nicht mehr in einen Zusammenhang mit dem Motiv bringen, aus dem heraus es entstanden oder von dem es angeregt wurde, sondern es will als freies farbiges Gebilde, als ein Fest für das Auge, als ein in Farbe aufgelöstes Ornament betrachtet werden. Der Mittler, der sich hier zwischen Natur und Bild stellte, will weder die Kräfte der waltenden Natur wie Zelger in seinen Hochgebirgslandschaften, noch das Ruhende und Feste in der Erscheinungen Flucht geben wie Surbek in seinen klassischen Landschaften oder die Natur ins Sinnbildliche erheben wie Hodler, sondern hier steht ein Temperament zwischen Motiv und Bild, das wie ein Zauberer ein Ei in eine Rose verwandelt. — Giacometti deutet die Welt nicht, sondern er verzaubert sie.

Aehnlich geht auch *ERNST LUDWIG KIRCHNER* vor, wobei er allerdings in seinen Verwandlungen tiefer schürft. Er ist nicht der virtuose, überlegene Zauberer, sondern selbst mitgerissen in den Lauf der Dinge. Er hört nicht nur auf den Klang des Wortes in seinem Wörterbuch, sondern er gibt ihm noch seinen besondern Sinn, er ergrübelt es auf seine Weise. Für ihn ist die Natur ein ewig sich Wandelndes, ein Lebendiges, das der Mensch nur an einem Saum ihres Kleides in begnadeten Augenblicken zu erfassen vermag. Auch ihm bedeutet die Uebersetzung in die Farbe alles, jedoch steht die Farbe in einem ganz besondern, sinnbildlichen Verhältnis zu ihm. Er steht etwa zu Giacometti wie der Nordländer Munch zu der Gelöstheit eines Matisse, ohne damit Wertungen ausgesprochen zu haben, sondern nur um einen Vergleich nordischer Tiefe zu einer rein ästhetischen Problemstellung zu geben. Dieses Bild des Sertigtales im Winter ist eines der freiesten, unbeschwertesten Werke Kirchners,

AUGUSTO GIACOMETTI: STAMPA (1940)

aber auch da noch wird die Leidenschaft offenbar, mit der er sich vor die Leinwand stellte und mit einem grüblerischen Pathos die Landschaft in Farbe umsetzte.

Kirchners Schicksal war tragisch und voll innerer Unruhe; von seinen innern Gesichten gehetzt, schuf er unter einem gewaltigen Aufwand seiner Kräfte diese farbigen Gesänge, die zu den ausdrucksvollsten Werken unserer Zeit gehören. Ein Vergleich mit Amiet etwa würde zeigen, daß die rauschende Farbe seiner Bilder einem freudigen Einklang mit Welt und Menschen entspringt, während in Kirchners nicht minder leuchtenden Farben, aus dunkeln Tiefen seine Sehnsucht zu einer schönern Welt sich Bahn bricht.

Wie bei allen derartigen Versuchen, Kunstwerke dem Beschauer nahezubringen, kann es sich immer nur um jenen Teil des Kunstwerkes handeln, der dem erklärenden Worte zugänglich ist. Zudem gibt es eine Gesetzmäßigkeit der schöpferischen Gestaltung, die allein zur eigentlichen Wertung des Bildes führen würde und die hier unberücksichtigt bleiben mußte. Es handelte sich nicht darum, an diesen Beispielen eine Skala der Bildqualität aufzustellen, sondern an diesen so verschiedenen Malertemperamenten zu zeigen, welche Interpretation die Natur durch sie erfahren hat, auf welchen Voraussetzungen ihre Kunst beruht, und daß der Weg von der Natur zur Kunst ein so vielfältiger sein kann, als es vielfältig gestaltete Menschen gibt. Denn der Maler vergeistigt nicht die Natur, sondern er verwirklicht seinen schöpferischen Trieb — sich selbst — in dem Bilde.

WALTER KERN

Eingeborner Arbeiter bei der Oelleitung Kirkuk-Mittelmeer

Von Lord Curzon stammt der Ausspruch nach dem letzten Krieg: «Die Alliierten trieben auf einer Oelwelle dem Siege entgegen.» Im gegenwärtigen Krieg spielt das Oel eine noch unvergleichlich größere Rolle. Im ganzen Weltkrieg 1914–18 verbrauchten die Alliierten rund 19,7 Millionen t Treibstoff, die Mittelmächte rund 5,2 Millionen. Wie klein scheinen diese Zahlen, gemessen am militärischen Treibstoffverbrauch von heute. Ein Jagdflugzeug mit 1000pferdigem Motor benötigt für einen fünfstündigen Flug rund 2500 kg, ein schwerer Bomber, von 2000 PS angetrieben, in der gleichen Zeit 5000 kg. Eine Panzerwagendivision von rund 1000 Fahrzeugen verbraucht für 100 km Marsch rund 600000 l Brennstoff, ein Zerstörer von 1500 t, der 38000 PS entwickelt, rund 500 t Heizöl für eine Fahrt von 6000 Seemeilen. Auf Grund dieser Normen schätzt ein französischer General den jährlichen Treibmittelverbrauch für Deutschland in diesem Krieg auf rund 25 Millionen t, für Großbritannien auf 20 Millionen t. Im Jahre 1930 bezifferte sich die Weltproduktion an Erdöl auf rund 285300000 t. Davon förderten USA. 60,4%, Sowjetrußland 11%, Venezuela 10%, Iran 4%, Holländisch-Indien 3%, Rumänien 2,5%, Mexiko 2,1% und verschiedene andere Länder, wie Peru, Kolumbien, Birma, Deutschland, die Bahreininseln, die restlichen 7%. Im Jahre 1935 trat als neuer Lieferant Irak auf den Plan. Heute sind im ganzen mesopotamischen Oelgebiet in der Umgebung von Kirkuk etwa 50 Bohrlöcher mit einer Jahresförderung von rund 4 Millionen t in Betrieb. Das Eigenartige bei der Lieferung dieses braunen Goldes nach Europa: es gelangt von den Produktionsfeldern in Mesopotamien nicht etwa auf dem Umweg über Basra—Persischer Golf—Rotes Meer—Suezkanal zu den Verbrauchern im Westen, sondern zur Ueberführung des geförderten Oels wurden zwei Fernleitungen von 1750 km Länge zu den Mittelmeerhäfen Tripolis in Syrien und Haifa in Palästina gebaut. Der obige Kurde ist Oelförderstationswärter in Haditha.

Woher kommt der Name Europa?

Von Martin Ninck

Der Fall ist nicht selten in der Geschichte der Ländernamen, daß die Bezeichnung eines kleinen Gebiets auf große Länderstrecken übergreift. Die Schweiz ist selber ein Beispiel dafür, da der Urkanton, welcher bei der Gründung Hauptbeteiligter war, dem ganzen Lande den Namen gab. Frankreich, La France, heißt nach der Isle de France, der kleinen Grafschaft um Paris, welche unter den Capetingern Keimzelle eines ganzen Reiches geworden ist, und Allemands, das französische Wort für die Deutschen insgesamt, war ursprünglich nur Teilbezeichnung jener Germanen in Deutschland, welche den Franken am nächsten wohnten.

Im vergrößerten Maßstab spielte sich derselbe Vorgang bei den drei Erdteilen der alten Welt ab. Afrika hieß zunächst nur ein kleiner Küstenstrich in der Gegend von Karthago. Als die Römer dieses Gebiet unterwarfen, ging der Name auf die neueingerichtete römische Provinz über und gewann dadurch derart an Klang und Bedeutung, daß er als Bezeichnung auch auf die Randgebiete übergriff, ja sich allmählich über die ganze Ländermasse des dritten Erdteils ausdehnte. — Asien ist bei Homer noch Bezeichnung des vogelreichen Gefilds am Kaysterfluß landeinwärts von Ephesus und Smyrna. Die Griechen brauchten den Namen mit der Zeit für das ganze kleinasiatische Hinterland und schließlich auch für die im Osten anschließenden Landgebiete.

So ist es nun auch bei Europa. Der Name haftete zunächst im Wurzelbereich der Balkanhalbinsel, in den alten Gegenden von Makedonien bis nach Mittelgriechenland (Böotien), also an einem verhältnismäßig unansehnlichen Abschnitt unseres Kontinents. Herodot schreibt, die Perser seien auf ihrem Weg vom Hellespont nach Athen «durch Europa» marschiert, und der Dichter eines alten Hymnus setzt dieses Europa in Gegensatz zur südlich davon abzweigenden peloponnesischen Halbinsel und zu den griechischen Inseln der Aegäis. Kein Zweifel, hier war der Name Europa zuerst zuhause, und hier ist er aller Wahrscheinlichkeit nach aufgekommen.

Das bestätigen örtliche Benennungen und Ueberlieferungen in dieser Gegend, die uns in noch engere Bereiche führen und vor allem auch deswegen wichtig sind, weil sie uns der Bedeutung des Wortes näher bringen können. Europos hieß eine Stadt in Makedonien, und den gleichen Namen führte in der südwärts anschließenden Landschaft Thessalien ein Fluß, der, ähnlich wie die Donau, streckenweise unter der Erde floß. Im Herzen Griechenlands, in Böotien, wurde an einer berühmten Orakelstätte die Erdgöttin Demeter unter dem Beinamen Europa verehrt. Ihr opferte, wer dort in das merkwürdige unterirdische Orakel ihres Pfleglings, des Trophonios, hinabsteigen wollte.

Damit ist plötzlich aus dem Land eine Göttin geworden, aber bei Demeter hat das nichts Auffälliges. Sie vertritt ja die Erde, das Land, den Mutterboden, ihr Name selber bedeutet «Erdmutter», und sie ist der griechischen Gäa, der Erde als Göttin, nächstverwandt. Ob der Zuname Europa im Hinblick auf eine bestimmte Ortsbezeichnung Böotiens gewählt oder von ursprünglich nördlicher wohnenden Griechen mitgebracht wurde, läßt sich nicht mehr ermitteln. An eine schon vorgriechische Benennung zu denken, ist unnötig und grundlos, da wir keine Anhaltspunkte dafür haben und der Name sich aus dem Griechischen sprachlich befriedigend sauber ableiten läßt.

Damit kämen wir zur Bedeutung des Wortes Europa. In den ersten beiden Silben steckt das griechische Wort euros «schwarzer Anlauf, Moder, Rost», im Restbestandteil das Wort ops «Gesicht, Antlitz», wonach Europa mit «Schwarzgesicht» zu übersetzen wäre. Wir halten uns dabei vor Augen, daß Europa den Griechen zugleich Ortsname und Benennung der Erdgöttin war. Dann wird die merkwürdige Bezeichnung verständlicher. Offenbar ist zunächst an dunkle Landstriche, aufgebrochenes Ackerland, dunkelbraunen Humusboden dabei gedacht. Weil solches Schwarzland meist besonders ertragreich ist, stellten die Alten die Erdmutter selbst gern mit dunklem Gewand oder schwarzem Gesichte dar, wofür sich die eleusinische Demeter oder die Artemis der Epheser anführen lassen. Unser Wort Moder, früher auch noch in der Bedeutung «Sumpfland» gebräuchlich, ist bezeichnenderweise eine Abzweigung des Wortes Mutter und erinnert wie das Fremdwort Materie noch an die alte Vorstellung von der Mutter Erde. Wörtlich genau könnten wir Europa also auch mit «Modergesicht» wiedergeben und gewännen damit einen Ausdruck, der auch in unserer Sprache die Doppelbeziehung auf das Land und auf die Mutter Erde festhielte.

An Staub und Moder haben die Griechen nun freilich nicht mehr gedacht, als sie das Bild der ursprünglichen Erdgöttin Europa weiter ausgestalteten und sich in Sagen lebendig machten. Die bräutlich geschmückte Erde stand ihnen vor Augen, die vom Himmelsgott umfangen wird, damit sie ihm Kinder und vielfache Frucht gebäre. Zeus raubt die schöne Europa und verbirgt sie in einer Höhle bei Theben. Sie bringt ihm nachher den Dodon zur Welt, den Namensurheber des berühmten Zeusorakels Dodona in Nordwestgriechenland.

Die geläufigere Fassung der Sage verlegt den Raub nach Phönikien und die Hochzeit des Zeus nach der Insel Kreta. Europa ist darnach die Tochter des Königs von Tyrus oder Sidon. Beim Blumenpflücken am Meer erblickt sie Zeus, entbrennt in heftiger Liebe zu ihr und verwandelt sich in einen Stier. Freundlich naht ihr das stattliche Tier, lagert sich zu ihren Füßen und blickt sie so sanft an, daß Europa übermütig wagt, sich auf seinen Rücken zu setzen. Kaum aber fühlt der Stier die Last, so eilt er davon und springt ins Meer, wo Poseidon, der Bruder des Zeus, ihm die Bahn ebnet und Meertritonen und Nereiden dem Dahinziehenden das Geleite geben. Das Bild, wie sich Europa an den Stierhörnern ängstlich anklammert und ihre Gespielinnen am Strande erschreckt davoneilen, um den Vater vom Raube zu benachrichtigen, ist oft von Malern im Altertum dargestellt worden und hat bekanntlich noch unsern Albert Welti zur Wiedergabe gereizt.

Nach Kreta bahnt sich der Stier seinen Weg durchs Meer, um sich mit Europa in einer Grotte an einem sprudelnden Quell unter einer Platane oder Weide bei Gortyn zu vereinigen. Sie schenkt ihm die berühmten Söhne Minos und Rhadamantys und wird dort nach ihrem Tode göttlich verehrt. Jährlich feierten die Gortynäer ein Fest zu ihren Ehren, wobei sie im Umzug die Gebeine der Heroine und einen Riesenkranz von acht Meter Länge umführten. Das Bild der Göttin nahmen sie als eine Art Wappenzeichen in ihre Münzen auf, und Prägungen aus dem fünften Jahrhundert vor Christi Geburt zeigen uns die Nymphe sinnend auf einem Weidenbaum sitzen, während die Rückseite der Münze der Stier einnimmt. Das ruft die Märchengestalt der verstoßenen Königstochter auf dem Baum in Erinnerung, die von einem Grafen oder Prinzen gefunden und zur Hochzeit in sein Schloß abgeholt wird. In älteren Fassungen ist sie deutlich als Nymphe näher gekennzeichnet.

So schließt sich ein Kreis von Sagen um die Gestalt, die aus der griechischen Landschaft erwachsen ist und als deren Schutzgeist verehrt wurde, allmählich aber hinter andern Erdgöttinnen allgemeinerer Geltung wie Demeter und Gäa zurücktrat und den späteren Griechen hauptsächlich nur noch aus dichterischen Erzählungen bekannt war, während der Landschaftsname hingegen weiter und weiter um sich griff, bis er unseren ganzen Erdteil umspannte.

Daß sich Landesname und Landesgöttin im umgekehrten Verhältnis zueinander entwickelten, ist auffällig, hat aber seinen Grund zweifellos darin, daß die Ausdehnung des Landbegriffs nicht auf politischer Machterweiterung beruhte, sondern zunächst auf einem bloßen Sprachgebrauch gründete, der von der Wissenschaft übernommen und allmählich weiter ausgebaut wurde. Wäre die alte Landschaft Europa geschichtlich zur Zelle eines größeren Reiches geworden, so hätte die gleichnamige Göttin höchst wahrscheinlich im selben Maße wie dieses Reich an Bedeutung und Ansehen zugenommen. Nun aber lebte der erweiterte Landschaftsbegriff wesentlich nur in Büchern und pflanzte sich auf gelehrtem Wege unter Forschern fort, die sich die Ergründung der Länder ums Mittelmeer und zumal auch der nördlichen Landmasse zur Aufgabe gemacht hatten. Es lohnt sich, dieser praktischen und theoretischen Aufklärungsarbeit noch ein Stück weit zu folgen.

Fortsetzung auf Seite 61

Rückenteil des beschriebenen Kaisermantels aus der K'ang-Hsi-Epoche. Der Mantel ist nicht fertiggestellt, sondern erst in großen Stücken zugeschnitten. Warum er unfertig blieb, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Ebenso weiß man eigentlich wenig über die Umstände, wie er nach Europa kam. Zurzeit gehört er zur Sammlung Vuilleumier, die über zweihundert sehr wertvolle ostasiatische Stücke: Teppiche, Gobelins, Gewänder — darunter 55 kaiserliche Mäntel — umfaßt.

Schulterstück des linksstehenden K'ang-Hsi-Kaisermantels. Der Ausschnitt gibt einen Begriff von der Farbenpracht dieser chinesischen Gewänder. Der Mantel besteht aus fünf Teilen, wovon ein jeder von einem andern Sticker bearbeitet wurde. Vier bis fünf Jahre brauchte der Sticker, um die Arbeit zu bewältigen. Gegen 116 Stiche wurden auf den Laufzentimeter Muster gezählt. Alles zum Mantel verwendete Material ist mit Pflanzenfarben gefärbt.

DES KAISERS MANTEL

Die alte chinesische Kunst ist eine symbolische Erzählung. Der Kaiser selbst ist ein Symbol: Sohn des Himmels wird er genannt, und er verkörpert in sich die höchste übermenschliche Gewalt. In den klassischen chinesischen Ueberlieferungen finden wir diesen Kaisermantel, der aus der K'ang-Hsi-Epoche (1662—1722) stammt, wie folgt beschrieben: «Die Rundung der Aermel mahnt den Träger des Kleides beim Grüßen mit erhobener Hand daran, daß seine Manieren immer elegant wie eine kreisrunde Figur sein sollen. Der gerade Schnitt des Rückenteiles und die rechten Winkel des Kragens sollen ihm stets vor Augen halten, daß seine Verwaltung korrekt und seine Rechtsprechung unbestechlich sein müsse.»

Während den Zeremonien isoliert das Kleid den Souverän vom irdischen Schmutz und bringt ihn in Kontakt mit den himmlischen Mächten. Von den drei Elementen des Weltalls figurierten Erde und Wasser auf allen Gewändern Hochgestellter, der Himmel aber kam nur auf Kleidern der Kaiser und ausnahmsweise auf denjenigen ganz hoher Würdenträger zur Darstellung. Das kaiserliche Amtsgewand stellt einen kreisrunden Horizont dar. Sein Kreis symbolisiert den Himmel, die Unendlichkeit. Auf dem Unterteil kommen durch symbolische Darstellung von kochendem Wasser die freien Kräfte der Natur zur Darstellung. Darüber sind alle Sinnbilder der Macht und Herrschaft des Kaisers zu finden: Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Drachen, Kastagnetten, Körbe, Fasanen usw. Berge sind das Symbol des Zentrums der Welt, die Fledermaus das Symbol des Glücks, Reis dasjenige der Fruchtbarkeit, die Kugel dasjenige der Ewigkeit und Vollkommenheit. Das Leben des Kaisers setzte sich zusammen aus unzähligen Amtshandlungen: er war der einzige Bindestrich zwischen dem Himmel und der Erde. Die chinesische Aristokratie hatte das Recht, eine Amtsrobe zu tragen, an der der Grad der gesellschaftlichen Stellung des Trägers zu erkennen war. Je höhergestellt der Träger war, um so größer konnte die Zahl der Sinnbilder sein. Mißbrauch dieses vom Kaiser gewährten Privilegiums wurde streng bestraft.

B. Vuilleumier

VI H 4784

Heuernte auf einer stachlichten Schweizer Wiese in unsern Tagen

Wenn Puritaner jung sind

ROMAN VON ALBERT JAKOB WELTI

3. Fortsetzung • Copyright 1941 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

Da Don Felipe sein Weib gewähren ließ, wurde der einzige Haken, an dem sich das junge Eheglück hätte verfangen können, zu einer Art sicheren Haltes. Denn in allen übrigen Ansichten und Ideen gelangten die Gatten ohne langes Hin und Her zu friedsamer Einhelligkeit, und zwar selbst da, wo sich die Gegensätze ihrer Nationalitäten geltend machten. Als Baskin war Donna Juana allerdings helvetischem Wesen zugänglicher, als es seine Frau castilischer Abstammung gewesen wäre. Aber Don Felipe leistete sich doch einige Vorurteile, die, sogar auf sanfteste Weise in Worte gebracht, für den betroffenen Ausländer verletzend wirken mußten. Besonders für Leute, welche die in Bezug auf Höflichkeit so feinnervige spanische Erziehung genossen hatten, wie diese Südamerikaner. Er besaß einen unumstößlichen Glauben an die Vollkommenheit der Institutionen im fernen Vaterland. An die Demokratie von Anno vierundsiebzig, an Lehrpaläste, Schulzwang und Volksabstimmungen. An politische Redlichkeit und Zuverlässigkeit der Gesamtheit und des einzelnen, im Gegensatz zu dem «spanischen Saustall», aus dessen Trögen er allerdings seine besten Perlen erwühlt hatte. Diese Ungerechtigkeit erklärte sich aus der Verschiedenheit der Distanzen. Von zu Hause, der Schweiz, aus gesehen, würde die Bewertung gerade vielleicht umgekehrt ausgefallen sein. Das eine lag ihm zu nahe unter der Nase und die Kritik wurde durch keinerlei verklärende Atmosphäre abgeblendet. Das andre aber genoß den Vorteil rosig verneblichter Undeutlichkeit. Doch wäre ihm nie eingefallen, eine endgültige Rückkehr ins Vaterland ernstlich erwägen zu wollen. Obwohl er jetzt, als reicher Mann und Onkel aus Amerika, auf einen höchst ehrenvollen Empfang in der alten Heimat rechnen konnte. Wahrscheinlich gab er sich doch Rechenschaft, daß er für ein Dasein in der antiseptischen Säuerlichkeit dortiger Verhältnisse nicht mehr geeignet war. Und daß der «spaniolische Saustall» entschieden auch seine Vorteile bot, die man dankbar, aber unter Stillschweigen zu schätzen wußte.

Die junge Ehe erwies sich als überaus glücklich. Es wurde eine Zeit, wie ein reifer Sommer, der über einem vergessenen Tale steht. Das rasselnde, paukende Leben verhallte hinter sanften Waldbergen und das Woanders war ganz sich selbst und aller Umwelt entzogen. Im Wiesengrund murmelte ein Wasser unter Dotterblumen. Die Liebe wölbte einen eigenen Himmel für die beiden, und die Nächte brachten lautlose Seligkeit. Und in der seligsten dieser Stunden zeugten sie das Kind, dessen Geburt der Mutter das Leben kosten sollte.

Don Felipe brach nicht zusammen. Seine Natur war wuchtig, und er stand unheimlich fest auf den Füßen. Was er litt, war ihm nicht anzusehen, er verwerkte den Gram und würgte hinunter, was aufsteigen wollte. Er bekam graue Haare an den Schläfen und wurde ein schweigsamer Mann, das war alles. Niemand ahnte, daß er mit allem abgeschlossen hatte und nun zuversichtlich auf ein selbsttätig erfolgendes Ende rechnete. Wie oft schon hatte der Tod auf sein Leben gelauert. Bei der nächsten Gelegenheit galt es also ganz einfach, den Dingen den Lauf zu lassen, statt sich zu wehren oder zu sperren. Dann würde es, ohne eignes Zutun, auf einmal zu Ende sein, dunkel werden und das unausdenkbare Nichts für ewig Ablösung bringen. Aber er stellte sich die Sache zu einfach vor. Der Tod lauerte ihm nicht mehr auf, denn er hatte ihm Wichtigeres genommen, als es das Leben war. Das konnte er ihm ruhig lassen, der Vereinsamte sollte es selber von sich werfen. Die Welt war ihm grau wie verschimmeltes Brot. Eine Reise in die Heimat änderte nichts. Die Welt blieb grau und sie dauerte an. Er hoffte grimmig-verstohlen, daß das Schiff, mit dem er fuhr, untergehen, der Zug, in dem er saß, entgleisen, oder das Auto, dem er sich anvertraute, im Abgrund zerschellen würde. Aber in seinem ganzen Leben hatte er noch keine Reise getan, die sich so glatt und reibungslos vollzog, wie diese freudlose Fahrt über den Ozean. Philipp Amschachen gelangte heil und ganz ans Ziel. Hinter seiner unleugbar besten Gesundheit verschanzt, bummelte er ein paar Tage lang in seinem Heimatdorf herum und versuchte ein Säufer zu werden. Der herbe, hellrote Wein der Heimat stellte sich erst, als ob er zum Trost aufspielen wollte. Aber auf einmal fiel er aus der Rolle und fing an, scharf zu machen. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf Dinge, die Don Felipe lieber geleugnet hätte. So auf die ernüchternde Tatsache, daß die Berge und Firne, mit denen er all die Jahre hindurch sein Heimweh möbliert hatte, just am Ort, wo dies Heimweh zu Hause war, überhaupt nicht gesichtet werden konnten. Das Dorf und die Gegend schienen recht hübsch an sich, aber alles dünkte ihn irgend einer Art Verkümmerung oder Schrumpfung anheimgefallen zu sein. Der Wein war vielleicht auch schuld, daß er mit den Leuten nicht mehr auskam. Nicht, daß es in Worten zu Meinungsverschiedenheiten oder gar Streit gekommen wäre. Er nickte oder schwieg höflich zu allem, was sie sagten. Es war schließlich niemand daran schuld, wenn sie ihn nicht zu fassen wußten, wo er gern gefaßt worden wäre. Da, wo er sich nicht selber auftun konnte, denn sein Gram war schamhaft wie die Liebe, der er nachhing. Eines Morgens waren Wein und Brot so schal geworden, daß er im Gasthaus die Rechnung verlangte. Bis sie geschrieben war, machte er einen Gang aufs Gemeindehaus und legte dem Ammann einen fünfstelligen Scheck aufs Pult. Zugunsten des Schulhausneubaus. Dann verreiste er, plötzlich, wie er gekommen war, ohne Abschied zu nehmen.

Es ging über Berge und Ebenen, über Flüsse und Grenzen, Tag und Nacht. Endlich gelangte er an den Ort, wo die Familie seiner Frau herstammte. Es war eine kleine Stadt innerhalb enger Berge, unfern des Meeres. Seltsame Felsen schauten über die alten, braunen Dächer. An schweren Toren prunkten gemeißelte Schilder. Schwärzlich und gelb ragte ein verschnörkelt überladener

Turm über die glatten, schmucklosen Mauern einer gewaltigen Kirche. Auf einem Ladenschild stand der Name Aranguren. Leider hatte er vergessen, wie das Wappen aussah, sonst hätte er an den Zierarten der Palastfassaden danach suchen können. Irgendwo hinter einer dieser trotzig aufgerichteten Hausfronten hatten die Vorfahren Juanas gewohnt. Die Laute einer uralten Sprache läuteten in sein Ohr, aber sie tönte nach nichts, was seine Erinnerung suchte. Juana hatte die Sprache der Väter nie erlernt gehabt, und es kam Don Felipe nun auf einmal unwahrscheinlich verschoben vor, daß ausgerechnet hier der Ort sein sollte, der durch die Folge vorangegangener Geschlechter hindurch Werden und Gestaltung ihres Wesens vorausbestimmt hatte. Er machte einen Spaziergang um den andern, und noch spät abends lief er in den hallenden Gassen herum. Nach einem langen Wettergespräch mit einem Sereno ging er in den Gasthof zurück und legte sich kopfschüttelnd zu Bett. Es mußte eine merkwürdige Sache sein, da zu leben, wo man her war. Als Aranguren hier in dem Städtchen, als Amschachen in dem Dorf, wo man die Alpen nicht sehen konnte. Lange grübelte er der Sache nach und kam zu keinem Ende. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, was bei einem solchen Dasein aus ihm, Herrn Philipp Amschachen, genannt Don Felipe, geworden, oder vielmehr, was von ihm übriggeblieben wäre. Das fruchtlose Nachdenken setzte sich in ein unbehagliches Träumen fort, das aus zerrissenen, zerstückelten Bildern bestand, welche sich nicht zusammenformen wollten. Immer wieder war es der Schmerz um Juana, der seine scharfe Klinge zückte und einlullende Vorstellungen, die schlafwärts lockten, zerhieb. Aber endlich fand sich der schwarze, alles deckende Schlaf, von dem man nachher nichts mehr weiß, als daß Zeit darüber vergangen ist.

Auf einmal lag er wieder wach und fragte sich, wie spät es war. Irgend etwas Heischendes, Flehendes hatte an ihm gezerrt, mit kleinen, griffigen Händen an seinem Bewußtsein gezupft und dann auf einmal von ihm gelassen. Die Nacht lag noch unverdünnt im Zimmer. Einen Augenblick lang wollte ihn ein fröstelndes Fürchten überziehen, aber er war nicht der Knabe mehr, der sich einfach die Decke über die Ohren ziehen konnte. Mit wachen Augen starrte er ins Finstere. Dann wechselte er die Lage und blickte gegen das helle Fenstervierеck, das langsam zu verschwimmen anfing, sobald er sein Denken freigab. Eben wollte das Bewußtsein weichen, da wurde es von einem langgezogenen, quäkenden Laut zurückgerufen. Jetzt stimmte die Sache. Don Felipes erste Regung war eine junggesellenhafte Entrüstung. Da zahlte man für sein Zimmer, um mitten in der Nacht durch Kindsgeschrei geweckt zu werden! Aber als das Geschrei nun nicht aufhörte, sondern immer lauter und dringlicher wurde, wandelte sich das Ungehaltensein des verhinderten Schläfers langsam in Besorgnis und Mitleid mit dem hilflosen Wesen nebenan. Er richtete sich im Bett auf und horchte angestrengt hinüber, ob neben den klagenden Lauten nicht auch tröstende vernehmlich werden wollten. Aber es schien lange, als ob er, der Fremdling im Hause, als einziger auf die Nöte des Kleinkinds aufmerksam geworden wäre. Schon wollte er in die Hosenbeine schlüpfen, obwohl er eigentlich nicht recht wußte, wie er sich nachher weiter benehmen sollte, als er eilig huschende Schritte im Korridor und das Oeffnen einer Tür vernahm. Gleich darauf wurde das krähende Stimmlein vom auf und ab einer wiegenden Singweise abgelöst, die leise und hätschelnd aus weiblichem Munde geleiert kam. Don Felipe wollte die Hosenbeine abstreifen, um wieder ins Bett zu liegen, aber da wurde er plötzlich von einem schreckhaften Erinnern verstört. Er zog die Hosen herauf und die Hosenträger über die Schultern, als ob er sich ankleiden wollte. Dann machte er Licht und suchte nach seinem Fahrplanbuch. Denn der Gedanke an die Vorfahren Juanas und das Schreien des einsamen Kindleins waren jählings in ein brennendes Erinnern zusammengeflackert. Wie war das mit dem Würmchen, das er fast gleichgültig in der Obhut der Amme und einiger bigotten Tanten überm Meer zurückgelassen hatte? Mußte es nicht am Ende auch so einsam in die Nacht hinauswimmern, wenn ihm sein kleines Leiblein Beschwerden machte? Und war doch das einzige, was ihn fürderhin noch greifbar mit Juana, der Geliebten, verbinden konnte, das einzige, was ihm von seiner Liebe und vom Leben geblieben schien! Eine ungeheure Liebe füllte ihm das Herz und für einmal schämte er sich der Tränen nicht, die ihm über die Backen herunterliefen.

Der Rest der Nacht dünkte ihn das aufreibendste Warten, das er je erlebt hatte. Vom Morgengrauen an horchte er auf alle Geräusche im Haus. Bei erster schicklicher Gelegenheit stieg er hinunter und lärmte ums Frühstück. Er brachte das ganze Haus in Unruhe. Früher war ihm nie bewußt geworden, was Reisefieber bedeutete. Aber jetzt tat er wie ein kollernder Truthahn. Das geringste Hindernis brachte ihn in Zorn und er erstickte fast in hemmenden Befürchtungen, daß die Reise nicht schnell genug gehen, die Ueberfahrt verzögert oder sonstwie alles Mögliche versäumt werden könnte. Aber andrerseits wagte er trotzdem nicht, ein Auto zu benützen, das ihn rascher und bequemer an den nächsten Hafenort gebracht hätte, als es die keuchende Schmalspurbahn besorgte, die von dem abgelegenen Städtchen zur Hauptlinie führte, um dort regelmäßig den Anschluß an den Expreß zu verfehlen. Denn so gleichgültig er auf der Herreise gegen den möglichen Tod gewesen war, so schreckte ihn nun die Vorstellung, das Kind Juanas allein und schreiend in einem dunkeln Zimmer zu sehen, während er, statt ihm beispringen zu können, durch irgendeine Tücke des Zufalls fernab zugrunde ging.

Als er nach aufgeregten Tagen und Wochen vor dem Bettlein des Kindes stand, ward er sich zum ersten Male wieder seines entschiedenen Willens zur Fortsetzung des Daseins bewußt. Und zwar beinahe freudig bewußt, nicht ganz so, aber doch ähnlich, wie es in früheren Tagen gewesen war. Mit der Kleinen selber wußte er zwar eigentlich nicht viel anzufangen. Sie blieb nach wie vor in der Obhut der Chacha und der Tanten. Aber es genügte ihm, daß sie irgendwo in der Nähe, daß sie da war. Das Wissen um dieses Da-Sein umgab ihn mit einem wärmenden Glücksgefühl, das ihn durch seine leise, stetige Gegenwärtigkeit belebte.

Nach außen hin blieb er der Mann, der er stets gewesen war. Die Zeit seiner kurzen Ehe und der darauffolgenden Tage weltabgekehrten Grams war zufällig mit einem der in jenen Ländern häufig, aber meistens sehr vorübergehenden Ebbezuständen des Geschäftslebens zusammengefallen. Grobsachlich ausgedrückt: Er hatte nichts versäumt. Jetzt stürzte er sich kopfvoran in die erste Woge der wieder anrollenden Konjunktur und hatte sogleich unverschämtes Glück. Er ließ sich auf die kühnsten Unternehmungen ein, wagte fast alles und gewann mehr als das Vierfache. Der Kleinen wegen hatte er freilich ein kleines, ausreichendes Vermögen der Spekulation entzogen und in heimatlichen, mündelsicheren Papieren sichergestellt. Denn er wünschte ihr künftiges Ergehen von den Folgen des spielerischen Wagemutes, dem er sich mehr und mehr verfallen fühlte, unabhängig zu wissen. Die großen Transaktionen, auf die er sich eingelassen hatte, hielten ihn ein paar Monate lang in Atem. Nachher, als die Sache gut abgelaufen war, wunderte er sich darüber und schien fast ein wenig enttäuscht. Er war so wenig übermütig, daß er sogar einsah, jetzt habe es keinen Wert mehr, noch reicher zu werden. Just im rechten Moment traf die Ernennung zum Honorarkonsul seines Landes ein. Diese Ehrung bedeutete ihm eine ernste Verpflichtung und lenkte sein Tätigkeitsbedürfnis auf eine günstige Bahn. Nun hatte er in Geschäften zu walten, die nichts mit eigener Bereicherung zu tun gaben, sondern zum Besten einer Gesamtheit erledigt werden mußten. Noch selten hatte man von Bern aus solch eine gute Nase bewiesen, und es durfte füglich mehr Glück als Verstand mitgewirkt haben, daß die Anregung des unter den Tisch gesoffenen Diplomaten auf so fruchtbaren Boden gefallen war. Das verantwortungsvolle Amt war wirklich in die geeigneten Hände gelegt. Der neue Konsul bewährte sich vom ersten Augenblick an. Der Gram um die verlorene Gefährtin hatte ihn der Welt entfremdet, die jäherwachte Liebe zu seinem Kind aufs neue der Wirklichkeit zugeführt. So war er auf dem richtigen Punkt stehengeblieben, wo Eitelkeit und Ehrgeiz aufhören, aber Gleichgültigkeit und Unglauben noch nicht anfangen. Er war ganz einfach uneigennützig geworden.

Die Mitwelt gab sich damit freilich nicht ohne weiteres zufrieden. Besonders ihr prozentual überlegener Teil, der weibliche. Ein junger Witwer von der Qualität Don Felipes erscheint unbestallten Frauenzimmern als ein Unding, etwa wie einem landarmen Bauern ein herrenloses, brachliegendes Ackerfeld. Der Konsul wurde denn auch bald von einem ganzen Kordon unter- und oberirdischer Fangvorrichtungen umstellt. Aber er wußte sie in argloser Unschuld zu umgehen, so daß ihm niemand etwas nachtragen konnte. Vergeblich suchte man ihn von seinen Wegen

abzulenken, er hielt sich an das stille Leid um die Tote und die verantwortungsbewußte Liebe zum Kind, dem er lieber keinen, als einen mangelhaften Ersatz für die Mutter geben wollte. Auch glaubte er sicher zu sein, daß er sich an kein Weib mehr zu gewöhnen vermochte. Mit eisernem Willen brachte er das bisweilen erwachende Drängen des Blutes zur Ruhe und belohnte sich dafür mit der etwas fadenscheinigen Genugtuung, über derlei «Unsinn» hinaus zu sein.

Margrit wuchs allmählich zu einem gescheiten, netten Mädchen heran. Ihre Erziehung war zunächst den Tanten und zum größten Teil der Negeramme Chacha überlassen geblieben. Aber als das Alter erreicht war, in welchem nach katholischer Uebung die religiöse Erziehung beginnt, kam eine stille Nachdenklichkeit über den Konsul. Er war zuerst durchaus nicht sicher, ob er den Dingen ihren Lauf lassen und in eine strikt katholische Erziehung seiner Tochter einwilligen sollte. Die Mama Aranguren, seine Schwiegermutter, und ihr Beichtvater, Don Evaristo, waren kurz nacheinander gestorben. Unterm Einfluß des Prälaten, der ein kluger und guter Mensch gewesen war, würde er sich ohne große Schwierigkeit bequemt haben, die religiöse Formung des Kindes nach katholischer Weise vornehmen zu lassen. Ihm selber hatte der kahle Protestantismus, in welchem er erzogen worden war, selten das gegeben, was er brauchte. Er nährte daher einen, freilich kaum je in Worten laut werdenden Groll gegen die Kirche, der er angehörte. Doch ging er gelegentlich gerne bei kirchlichen Handlungen der Römischkatholischen zu Gaste. Seine religiösen Bedürfnisse verlangten eine Befriedigung, die nicht durch das Wort allein erzielt werden konnte. Das führte zu einem Mißverständnis. Die beiden Tanten seiner verstorbenen Frau waren Betschwestern von der unverheiratbaren Sorte und dementsprechende Intrigantinnen. An die Stelle des Don Evaristo waren ein paar elegante Curitas getreten, deren Eifer darauf ausging, Verdienstlichkeiten zu sammeln, um damit beim Bischof Staat und Aufhebens zu machen. Die Tanten brauchten nur zu hetzen, und die Jagd ging los. Einen Mann von der Art des Konsuls einzuspinnen, bedeutete eine lockende Aufgabe. Aber diese jungen Streber waren ihr nicht gewachsen. Sie überstürzten die Sache, gestalteten die Annäherung zu plump. Der Konsul merkte sofort, um was es ging. Er stellte sich gleichgültig, doch ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, die Herren üppig zu bewirten. Während sie so nicht wußten, woran sie mit ihm waren, ließ er in aller Stille aus der Schweiz Prospekte von Erziehungsanstalten und Schulen kommen, die er langsam und gründlich durchstudierte. Niemand ahnte, was für ein Kampf in dem Mann vorging. Er war der alten Heimat entwöhnt, aber sein Glauben wurzelte noch drüben. Nicht der Glaube, den die Kirchen vermitteln, sondern der Glaube überhaupt, ans solide Gute und eine dauerhafte Glücksmöglichkeit. Sachen, auf die er für sich längst verzichtet hatte, die ihm aber für sein Kind noch immer wünsch- und erreichbar schienen. Positiv, wie es nur ein Vater sein kann, der Ansprüche für sein Kind stellt, wollte er alles tun, was nötig war. Ohne Rücksicht auf sein eigenes Wohlbefinden. In der Beziehung besaß er keine Anrechte mehr. Er gab sich sowieso zu wenig mit dem kleinen Mädchen ab. Zärtlichtun war etwas, das er sich stets abringen mußte, sogar wenn er Zärtlichkeit empfand. Die Schamhaftigkeit, mit der er seine Gefühle barg, sah oft wie schweigsame Gleichgültigkeit aus, oder wurde wenigstens für solche genommen, denn viele Leute beurteilen die Echtheit und Stärke eines Gemütes nach der Beredtheit, mit der es seinen Ausdruck findet. Philipp Amschachen nahm es ernst mit allem, was er tat, und er sah überall zuerst die Pflichtseite. So lag ihm schwer auf dem Herzen, was er seinem Kind schuldig blieb. Er wußte, daß er sich nie entschließen würde, ihm eine neue Mama ins Haus zu bringen. Nun mußte er sich aber auch damit abfinden, daß ein Ersatz auswärts gesucht und das Kind früher oder später außer Haus, wenn nicht über Meer und außer Landes gegeben werden mußte.

Es fand sich Gelegenheit, Margrit in die Obhut einer nach der Heimat zurückreisenden Familie zu geben. Der Konsul konnte die Scheu nicht überwinden, die er vor einem Wiedersehen mit dem Land empfand, das sich aus sicherer Ferne besser bewundern und lieben ließ, als wenn man an seinen Stammtischen hockte. Und wenn er das Kind schon von sich lassen mußte, mochte der Abschied gleich an Ort und Stelle geschehen. Das Bittere wollte er in einem Schluck hinunterwürgen, ohne ein Grimasse zu zeigen. So brachte er es schließlich fertig, eine Art soldatischer Anstandshaltung zu wahren, als er das Schiff aus dem Hafen dampfen sah. Aber er mußte sich immer und immer wieder zwangsweise vergegenwärtigen, was ihn veranlaßte, seinem Herzen ein solches Leid aufzuerlegen. Daß es seines unerschütterlichen Vertrauens in die Erziehungsmethoden und Bildungseinrichtungen des Vaterlandes wegen geschah, daß er jetzt im leeren Wagen dahinfuhr, wo eben noch das Geplauder seines Töchterchens alles erfüllt hatte und jetzt nichts mehr vernehmlich war, als die rollenden Räder und die klinkenden Hufe auf dem Straßenpflaster. Fast ingrimmig krampfte er sich ins Gedächtnis, was er der Vorbildung verdankte, mit der ihn die Heimat ausgerüstet hatte. Beinahe alles, oder doch wenigstens einen großen Teil von dem im Leben Erreichten. Und immer wieder rechnete er sich vor, weshalb und wieso er kein Recht geltend machen durfte, das Kind an sich zu fesseln und seine Erziehung in den Händen bigotter Weiber und streberischer Kleriker zu lassen. Nein, nein, dreimal nein! Seinetwegen sollte nichts vernachlässigt werden, was für die Zukunft der Kleinen vonnöten war! Mochte man ihn einen lieblosen Vater schelten, die Hauptsache blieb, daß er nach seinem eigenen Ermessen richtig gehandelt hatte.

Margrit vermochte nur traumhaftes und wenig umrissenes Erinnern an die große Aenderung zu bewahren. Den Hintergrund ihres ersten Daseins bildete ein lichtes Gewebe aus Sonne und bunten Dingen, von dem sich die Gestalten der um sie lebenden Menschen kaum abhoben. Nun war da auf einmal ein großes Ding mit Türmen, aus denen Rauch kam, und es hatte unzählige kleine runde Fensteraugen. Auf dem Platz davor stand eine Menge Frauen, Männer und Kinder. Manche Leute winkten und andere weinten. Auf einmal wurde die Treppe weggezogen, und der Papa stand unten und winkte herauf. Und dann kam lange, lange nichts mehr. Aber eines Morgens stand eine Eisenbahn da, und als man drin saß, wurde es mehrmals mitten am Tage Nacht. Das war so ziemlich alles, was Margrits Gedächtnis hergab.

Das erste richtig fixierte Bild hatte bereits mit Dingen zu tun, die im wesentlichen noch längere Zeit vorhanden blieben und in die nähere Vergangenheit, ja zum großen Teil in die lebende Gegenwart, herüberreichten.

Sie erwachte eines Morgens in einem weißgetäfelten Zimmer. Vor dem Fenster hingen schneeweiße Vorhänge, und neben der Türe stand ein Turm aus glänzend weißem Zuckerguß, der von goldglänzenden Bändern umwunden war. Daß der seltsame Bau Ofen genannt wurde, lernte sie erst später, aber daß eine wohlige Wärme von ihm ausging, begriff sie nach der ersten Berührung, die dank der Kacheln nicht schmerzlich ausfiel, wie es bei einem Eisenofen geschehen wäre. Dann kam eine freundliche Frau mit weißem Haar und einer vorgebundenen weißen Schürze herein und brachte weiße Milch in einer weißen Tasse. Und als Margrit den Vorhang wegschob und hinausschaute, war draußen auch alles weiß. Die Frau sagte, es sei ein strenger Winter und es habe viel Schnee. Margrit kannte die Sprache nur brockenweise, so was sie davon beim spärlichen Zusammensein mit dem Vater aufgeschnappt hatte, ohne den Sinn immer richtig zu verstehen. Weiß, Winter und Schnee waren die ersten Worte, die sich ihr vorstellungsgemäß einprägten, und sie blieben stets mit dem Begriff von etwas unendlich Reinlichem und Behaglichem verbunden. Denn die alte Frau gefiel Margrit auf der Stelle. Sie hatte etwas Ruhiges an sich, kreischte und zappelte nie, wie es die Tante Concha oder die Chacha zu tun pflegte, wenn etwas nicht nach Wunsch ging, und was Margrit als das Merkwürdigste auffiel: Sie hörte zu, wenn man ihr etwas sagen oder erzählen wollte. Statt der oft beängstigend wirkenden, mit Erstickungsgefahr verbundenen Liebkosungen der Tanta Paca gab es hier Antworten, die auf das Gefragte eingingen und, sobald einmal die sprachliche Verbindung hergestellt war, zu mühelos verständlichen Erklärungen wurden.

Als sich Margrit mit den Anfangsgründen der Sprache bekannt machte, fiel ihr bald auf, daß die alte Frau von den andern Leuten als Frau Pfarrer angeredet wurde. Das gab ihr natürlich sehr zu denken. Die Chacha hatte ihr einmal erklärt, daß die Pfarrer keine Frau haben dürften, weil sie sonst in die Hölle kämen, anstatt in die ewige Seligkeit. War der Mann der Frau Pfarrer wohl schon in der Hölle, weil man ihn nie zu sehen kriegte? Jedenfalls schien sie sich weiter nicht zu grämen. Sie sah überhaupt nicht so aus,

als ob sie je eine Todsünde begangen haben könnte. Das vernünftig veranlagte Kind hörte bald auf, der Sache nachzugrübeln, denn es gab auch sonst noch so schrecklich viel Ungewußtes in der neuen Umgebung, das dem Begriffenen einverleibt werden sollte! Die Warums standen wie ungestüme Bettler links und rechts des Weges, ein Ende war nicht abzusehen.

Die Vertrauensperson des Konsuls war gut beraten, als sie sich entschloß, Margrit der Witwe des Pfarrers Brückmehl in Pflege zu geben. Die alte Dame hatte die Erziehung der eigenen Kinder zu gutem Ende geführt und fühlte sich jetzt, da auch der jüngste Sohn nach einer auswärtigen Universität verzogen war, etwas vereinsamt und ohne Zweck. Das untätige Leben wollte ihr nicht zusagen. Die beiden verheirateten Töchter waren noch kinderlos, so daß sie sich nicht einmal als Großmutter nützlich machen konnte. Da paßte es nun prachtvoll, daß Margrit sich ohne weiteres in diese unverwendete Mütterlichkeit einnisten konnte. Und in ganz kurzer Zeit wurde aus dem neuen Beisammenleben eine selbstverständliche Bindung, zu der beide Teile in gleichem Maße beitrugen. Denn Margrit war ein leicht zu behandelndes Kind, und Frau Pfarrer Brückmehl gehörte zu den seltenen Personen, die eine solche Eigenschaft zu schätzen wissen. Ihre Kinder waren bei aller Gutartigkeit doch eher schwerblütiger Art gewesen und hatten ihr allerlei Mühe verursacht, während Margrit ohne weiteres erriet, was man von ihr wollte.

Das Kind war bald so ins Haus eingelebt, daß es sich ernsthaft und ein wenig eifersüchtig berunruhigt fühlte, als es eines Tages vernahm, der bisher nur im Hörensagen vorhandene Sohn der Pflegemutter würde demnächst zurückkommen und für eine Zeitlang im Hause wohnen. Daß der Hinzukömmling außerdem noch ein Pfarrer sein sollte, machte der Kleinen am meisten Sorge, weil sie sich einen salbungsvollen Prälaten darunter vorstellte, wie sie im Hause der Großmutter verkehrt hatten.

Aber als der junge Theologiestudent eines Morgens am Frühstückstisch erschien, verflüchtigten sich jene Erinnerungen und machten einem großen Zutrauen Platz. Denn der junge Mann hatte nichts Feierliches und machte sich ohne Umstände zum Kameraden des Kindes. Ja, er half ihm sogar mit der Puppe zu spielen. Er konnte wunderbar den Herrn Doktor machen und Medizinen verschreiben. Wenn es sein mußte, ließ er sich auch zum Papa degradieren und wiegte das Kindlein, während die geschäftige kleine Frau Mama einkaufen ging. So kam es, daß die paar Ferienwochen, die der Student jeweilen daheim zubrachte, wahre Festzeiten für das Mädchen wurden. Es schätzte den jungen Mann wie einen ältern Bruder, aber seine Zuneigung entartete nie zum Schwarm. Höchstens mochte es unbewußterweise so etwas wie Eigentumsrechte beanspruchen, denn Kindern wird alles, was ihnen gefällt, in sehr kurzer Zeit Selbstverständlichkeit und fester Besitz.

Margrits erste Schulzeit fiel mit den Kriegsjahren zusammen. Verdüsternd wirbelten die Rauchschwaden der hereingebrochenen Katastrophe durchs Land. Aber sie vermochten nicht, die ahnungslose Klarheit des Kinderhimmels über Margrit zu trüben. Soweit nicht gerade Bomben einschlagen oder Hungersnot herrscht, wissen Kinder auch dem ungemütlichsten Ausnahmezustand noch Reize abzugewinnen. In Agasul hockte man just am Rand der Ereignisse. Die unmittelbaren Wirkungen des fürchterlichen Geschehens wollten anfänglich nur einen angenehmen Unterbruch im regelmäßigen Gang der Dinge, Abwechslung und Schauspiel zugleich bedeuten. Generationen törichter Schulbuben — von noch törichteren Erwachsenen nicht zu reden — hatten mit dem Wunschgedanken gespielt, daß eines Tages der eintönige Lauf des Daseins mit seinen Pflichten von einem jähen Ausbruch trompetenblasenden und schüsseknallenden Heldentums gesprengt werden möchte. Bescheidenere Naturen hätten sich mit einem unblutigen Schulhausbrand begnügt. Aber der temperamentvollere Teil der bürgerlichen Jugend träumte von einem feindlichen Einfall am Gotthard und einer großen Schlacht, bei der die Kadetten als Retter in höchster Not und letzte Verstärkung eingriffen und den Sieg entschieden. Jetzt war alles auf einmal in brenzlig anmutende Wirklichkeit gerückt. Ueberall liefen Soldaten herum, und es gab seit bald fünfzig Jahren zum erstenmal wieder einen General. Allenthalben tönten markige Worte, klappten Absätze, klirrten Sporen und rollten Trommeln. Nach einigen Tagen wurde es stiller. Aber noch immer gab es schulfreie Tage, wenn Lehrer plötzlich einrücken mußten, oder Militär in den Schulräumen kantonierte. Bei ganz ruhigem Wetter hörte man dumpfe, schwere Schläge übers Hügelland her. Im Elsaß lag der Ansatz des großen Halbbogens, der bisweilen als eine Schlacht weit ans Meer hinunterreichte.

Margrit erlebte die Jahre der großen Verblendung und weltumfassenden Verblödung wie alle Kinder und Erwachsenen, die zunächst materiell nur zweiter Hand betroffen waren, auf recht unbeteiligt zuschauende Weise. Auf die verlogene Romantik der ersten Tage folgte die verdrossene Zeit der vergeblich erwarteten Entscheidungen. Es fanden sich bereits einzelne Griesgrame, welche eine mehrjährige Dauer des Krieges voraussagten. Die Bewohnerschaft Agasuls war ziemlich einseitig von Norden her beeinflußt. Die wachsende Verfremdung der Bevölkerung war die natürliche Folge der gleichgültigen Niederlassungs- und Einbürgerungspolitik, die der seit Jahrzehnten herrschende gesinnungsdürre Liberalismus begünstigt hatte. Ausländer bestimmten sowohl das wirtschaftliche als auch das geistige und rein gesellschaftliche Leben der Stadt. Wenn dies Ausländertum als eine vielseitig anregende und befruchtende Internationalität aufgetreten wäre, hätte sich gar nicht so viel dagegen einwenden lassen. Aber es bestand in so erdrückender Mehrheit aus reichsdeutschen Elementen, daß der Einfluß nur in einer Richtung wirksam werden konnte. Mit dem Krieg trat eine Aenderung ein. Ein Teil der Ausländer mußte einrücken, aber viele drückten sich oder wußten sich als unabkömmlich erklären zu lassen. Sie hatten dafür die Verpflichtung, Propaganda zu treiben und auf alles Mögliche aufzupassen, das sie nichts anging. Es gab auch ein paar Leute in Agasul, die den Engländern und Franzosen freundlich gesinnt waren, aber wenn sie es sagten, bezichtigte man sie einer unneutralen Denkungsweise.

Zum großen Gaudium Margrits erschien eines Tages auch Hans Brückmehl, in eine Uniform verkleidet, der man ansah, daß sie mit ihrem Träger nicht einverstanden war. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich wohl in sein Schicksal ergeben hat, ihm aber nicht zu erliegen gedenkt. Die Uniform belästigte ihn und er fand sich lächelnd damit ab, keine stramme Erscheinung zu sein. Man hatte ihn zu einer Rekrutenschule aufgeboten und behielt ihn nun in einem Mannschaftsdepot, wo seine an sich magere Militärbegeisterung rasch unter Nullpunkt sank. Margrit hörte mit Erstaunen, daß er weder deutschfreundlich noch franzosenfreundlich, aber auch nicht im üblichen Sinn «neutral» sein wollte und den Krieg ein vom internationalen Rüstungskapitalismus angestiftetes Morden nannte. Auch wollte er im Ernstfall in die Luft schießen, worauf jemand entgegnete, er solle lieber recht genau zielen, dann ginge es sicher daneben. Brückmehl lachte mit den Lachern, und das Gespräch ging weiter. Man kam wieder auf die Neutralität zu sprechen, und Brückmehl nannte sie eine pharisäerhafte Heuchelei. Nicht, daß man auch marschieren sollte, nein, um Gottes willen, das meinte er nicht. Aber es sei einer mannhaften Gesinnung unwürdig, sich aus der Nutznießung eines glückhaften Zufalls eine Tugend gutzuschreiben. Es sei nicht allein die Armee, die uns den Krieg erspart habe, sondern das unerforschliche Walten einer Gnade, einer unberechenbaren Schickung . . . denn verdient oder nicht verdient hätten wir das Elend so gut wie die andern Völker. Unsere Wehrhaftigkeit habe eine nur sehr nebensächliche Rolle gespielt, als die Spiele gemischelt und die Karten ausgeworfen wurden. Wir hätten keinen Anlaß, uns etwas einzubilden und täten besser daran, demütig und dankbar zu sein, anstatt uns zu Richtern über andere aufzuwerfen! Als Brückmehl ausgeredet hatte, gab es ein großes Geschrei und Rechten, er blieb mit seiner Meinung ganz allein, und nur die Mutter gab ihm mit einem stillen Lächeln recht.

Als es gegen Ende des Krieges ging, war Margrit schon ein gesetzter Backfisch. Die Zeiten der Brotkarte, des Generalstreiks und der Grippe erlebte sie bereits als ein zu eigenem Denken erwachtes Geschöpf. Der Vater in Amerika hatte alle die Jahre über, von wenigen, durch den Unterseebootskrieg verursachten Unterbrechungen abgesehen, Woche für Woche seinen Brief bekommen. Anfänglich waren es große, zu einer wackligen Kalligraphie verkrampfte Buchstaben, die auf den vorlinierten Zeilen hockten wie heimkehrende Sauserbummler. Allmählich kam Richtung in die mühseligen Gesellen, sie wurden gedrillt und lernten

Gehorsam. Im gleichen Fortgang mit der Schrift entwickelte sich der Inhalt. Und dieser Inhalt spiegelte immer deutlicher den Einfluß wider, den Brückmehl auf die Erziehung der Schreibenden ausübte. Nicht, daß er sich absichtlich eingemischt, aufgedrängt hätte, er hielt sich im Gegenteil eher zurück, um der erzieherischen Wirkung, die seine Mutter auf das junge Mädchen richtete, nicht in die Quere zu kommen. Aber die Beeinflussung geschah ebenso unbewußt als unvermeidlich. Besonders seit der junge Theologe wieder für ganz bei der Mutter wohnte. Denn kurz nachdem er seine Studien abgeschlossen hatte, wurde er bereits als zweiter Pfarrhelfer an einer der vorstädtischen Kirchgemeinden beschäftigt. Ganz ohne sein Zutun fiel ihm die Aufgabe zu, eine Art väterlicher Obhut über das heranwachsende Mädchen auszuüben. Und sehr bald nahm er die Stelle des eigentlichen Erziehers ein. In dieser freiwilligen Verantwortlichkeit fand er eine merkwürdig beruhigende Stütze, um sich über das heimliche Leid einer unerwiderten Liebe hinwegzuhelfen, die ihm damals eben bitter zu schaffen machte. Die Mutter und Margrit ahnten nichts von der Sache, und er ließ sie auch später nie davon wissen.

Als Margrit die übliche Schulbildung für junge Mädchen der besseren Stände abgeschlossen hatte, war der Krieg längst zu Ende. Aber die krampfhaften Zuckungen und Wallungen der Nachzeit ließen niemand so richtig zur Ruhe kommen. Es wurde unendlich geschwatzt und geschrieben. An allen Kreuzwegen standen falsche Propheten und gaben verkehrte Auskunft. Das Antlitz der Epoche schnitt eine große Grimasse. Auch Margrit war mit allerhand ungefügen oder verworrenen Zeitströmungen in Berührung geraten. Da sie nicht nur von den unvermeidlichen Kinderkrankheiten am Körper, sondern auch von den obligatorischen Behelligungen des jugendlichen Seelenlebens heftig, aber ohne täuschende Komplikationen befallen zu werden pflegte, war sie verhältnismäßig einfach zu kurieren. Brückmehl hatte den Grundsatz, nie mit abschließendem Widerspruch einzugreifen. Selbst bei haltlosen Verstiegenheiten schien er eine Weile lang mitzuklettern und interessiert zu folgen, bis sich herausstellte, daß der Pfad ungangbar war. In solcher Notlage wußte er dann jeweilen die Möglichkeit eines gedeckten, unschimpflichen Rückzugs anzudeuten, womit er weit klarer überzeugte, als es durch grobe Beschämung der Fall gewesen wäre.

«Jede Theorie ist richtig!» pflegte er zu sagen, und wenn ihm jemand widersprach, wurde er freundlich gebeten, irgendeine Behauptung aufzustellen, die sich nicht auf diesem oder jenem Weg als richtig beweisen oder doch wenigstens verfechten lasse. Denn das Richtigsein war an sich schon eine ganz willkürliche Meinungssache. Das einzig sicher Richtige hatte Brückmehl in der Tatsache erkannt, daß das Wesentliche einer Theorie in ihrer naturgemäßen Nachträglichkeit bestand. «Im Anfang war die Tat.» So ließ Goethe seinen Faust das Eingangswort des Johannesevangeliums übersetzen. Das Lebendige wird durchs Wort vereinfacht, faßbar gemacht. Aber das Wort kann auch Grenzen setzen, die das Verständnis einengen und zu einseitiger Anschauung führen. Im Wahn, den Stein der Weisen entdeckt zu haben, finden sich gerne unreife junge Menschen und abgedankte Greise zusammen. Denn die einen wissen noch nicht und die andern haben vergessen, daß das Absolute außerhalb unseres Erkenntnisvermögens liegt und der nüchternen Vorstellungskraft unzugänglich bleibt.

Hans Brückmehl behielt seinen Einfluß auf Margrit auch dann noch, als er wegen seiner immer ausgebreiteteren beruflichen Tätigkeit eine eigene Wohnung bezog. Seine Mutter konnte sich nicht entschließen, das Haus zu verlassen, wo sie nun all die Jahre her gelebt hatte. Aber die stark sozial gerichtete Wirksamkeit des Sohnes brachte ein unruhiges Kommen und Gehen mit sich, an das die alte Dame zu gewöhnen eine aussichtslose Zumutung gewesen wäre. Beim Vater Brückmehl war's viel stiller zugegangen, er hatte mehr vom weltabgekehrten Gelehrten als vom tätigen Menschenfreund gehabt. Bei getrennter Häuslichkeit fühlten sich beide Teile freier, ohne daß die Verbundenheit gelitten hätte. Margrit besuchte nun das Gymnasium. Sie wußte auch bereits, daß sie später Naturwissenschaft studieren wollte.

Bald nachdem der Krieg sein Ende gefunden hatte, war ihr Vater zu einem kurzen Besuch in Agasul erschienen. Er hatte den Entschluß zur Reise seiner immer mächtiger werdenden Seßhaftigkeit abgerungen und vernahm nun halb kopfschüttelnd, halb eingeschüchtert, daß der Wunsch seines Kindes nach Zielen strebte, die es aus eigener Kraft erreichen mußte. Das einzige, was er helfend beitragen konnte, war so selbstverständlich, daß es überhaupt nicht erwähnt wurde. Der Konsul hätte die Mittel gehabt, zwanzig Töchter studieren zu lassen. Aber er redete auch nicht von seinen Gefühlen. Es ging merkwürdig trocken zu bei dem Wiedersehen. Das beste, was Vater und Tochter für einander fühlten, blieb ungesagt. Es stand keine hemmende Entfremdung zwischen ihnen, aber sie waren verlegen und schämten sich, aufzutauen. Die Aehnlichkeit ihres Wesens verhinderte sie, den Weg zum Verstehen zu finden. Der Konsul litt stumm und verschwieg, daß er mit der Absicht gekommen war, sein Kind zu sich zu holen. Er ließ nichts von der Erschütterung merken, die ihn überkam, als er die Tochter zum Ebenbild der Frau herangewachsen fand. Aber seine Liebe war so stark, daß sie ihm die Kraft raubte, selbstisch zu sein. Er sah, daß die Verpflanzung, die er als Vorsichtsmaßnahme angeordnet hatte, zu endgültiger Verwurzelung geführt hatte und eine nochmalige Aenderung unberechenbare Folgen nach sich ziehen konnte. Eine Art Aberglauben befiel ihn, eine an sich völlig haltlose Vorahnung, daß dem Kind irgendein Uebel zustoßen müßte, wenn er es mit sich nähme. Und aller Mut verließ ihn beim Gedanken, daß es über ihn verhängt sein könnte, das gleiche Wesen zweimal sterben zu sehen. Nein, Margrit sollte bleiben, wo sie war und wo es ihr wohl erging. Das war der einzige Weg, ihr die Liebe zu erweisen, wie er sie fühlte. Und er reiste wieder ab, einsam und allein, wie er gekommen war.

Brückmehl hatte wohl erraten, wie es um die beiden stand, aber es war ihm nicht gelungen, den Vater zum Reden zu bringen. Auch Margrit zeigte sich wortkarg, wenn er das Gespräch auf den schwierigen Punkt zu lenken versuchte. Es fiel ihm schwer, sich über dem unabgeklärten Stand der Dinge zu beruhigen, aber er konnte nichts tun, als zuwarten. Margrits ganzes Wesen war von der Schule in Beschlag genommen. Das Lernen ging ihr leicht vonstatten. Nur bei Fräulein Doktor Schlüssi gab es Anstände. Denn Margrits Seelenleben war, wie das ihres Vaters, sehr Privatangelegenheit und keine für die erstbesten Hände knetbare Masse. Zudem hatte auch Brückmehl vorgesorgt und beizeiten Nägel in den Teig gemischt. Es gab zerstochene Finger, was Erna zwar nicht entmutigte, aber erheblich verdroß. Fast jede Woche ereignete sich irgendeine größere Szene. Um Anlässe brauchte man ja nicht verlegen zu sein. Die wuchsen wie Gänseblümchen aus allen Fugen des Schulpflasters.

11. KAPITEL

Neue Botschaft Scharnis: Ein Alarmbrief

Zur selben Stunde, da Erna Schlüssi den Schülerinnen ihre Aufsätze zurückgab, erhielt Pfarrer Brückmehl auf seinem Studierzimmer die Morgenpost. Sie bildete, wie immer, einen dickgeschichteten Packen Briefumschläge und Zeitschriften, aber er gewahrte sofort, daß diesmal etwas Besonderes dabei war. Auf der hervorguckenden Ecke eines Briefumschlages kam das Bild eines Unterkiefers zum Vorschein, der nur zum Profil Alfons des Dreizehnten gehören konnte. Richtig, aus Spanien kam der Brief, Ort und Datum des Poststempels waren freilich unleserlich. Aber die Schrift verriet die Hand Scharnis. Unter sträflicher Hintansetzung anderer, vielleicht wichtigerer Angelegenheiten, eröffnete Brückmehl den unerwarteten vor allen erwarteten, den privaten vor allen amtlichen Briefen. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

Torre Quemada del Rio Seco, den ... 192...

Liebe Freunde!

Zehn Jahre habe ich mit der ersten zugewartet, Ihr müßt nun nicht erschrecken, daß die zweite Nachricht in so drängender Eile nachfolgt. Hans Brückmehl, Du hast mir geantwortet und auch Nachricht von Oswald Bender gegeben. Es ist mir leid, daß er mein Schreiben nicht gekriegt hat, aber jedenfalls darf ich mich darauf verlassen, daß jetzt die Verbindung wieder hergestellt ist. Den Exreverend Leeds kenne ich nicht und kann daher auch keine Auskunft über ihn geben. Jetzt erst recht nicht. Denn aus dem Land der Elisabeth bin ich ins Reich Philipps geflohen, aus der Heimat Shakespeares in die Tierra des Cervantes. Aber ich habe

keine Lust zum Schulmeistern, wenn's mir jetzt auch nicht an der Zeit dazu fehlen würde. Denn ich habe mich nur aus großer Not hierher gerettet. Ich bin meistens der einzige Gast in der Fonda. Hie und da logiert noch ein Geschäftsreisender und wird mir an den Tisch gesetzt, an dem ich speise. Ich bin erstaunt, wie wenig Aufsehen ich hier errege. Denn mein Hiersein muß so wahnsinnig grundlos erscheinen, daß nur Argwohn und Verdacht befriedigende Erklärungen dafür liefern können. Torre Quemada des Rio Seco besitzt zwei, drei Sehenswürdigkeiten, die sich auch für gründlichere Besichtiger im Verlauf einer Stunde abtun ließen. Der Hochaltar der Iglesia Mayor gilt als ein Werk des Martinez Montanez. An der Kirche San Pedro de las Afueras werden noch einige westgotische Hufeisenbogen gezeigt — was aber nichts mit dem zu tun hat, was wir gotisch nennen, sondern viel älter und demnach auch entsprechend merkwürdiger ist. Außerdem besitzt Torre Quemada, wie schon der Name besagt, eine Art Turmruine, die unten durch von den Römern und weiter oben von den Mauren gebaut sein soll. Das einzige, was nicht zu erfahren ist, bleibt, durch wen und wieso sie in ihren heutigen Zustand geraten sein mag. Die bildhafte Erklärung vom Zahn der Zeit sagt mir nichts. So könnte man alle Barbaren entschuldigen. Was die frühen Christen, die Mohammedaner, die Hugenotten, die Sansculotten, die Puristen und Bolschewisten zusammengeschlagen haben, soll man nicht einer so wohltätigen Einrichtung wie der Zeit zu Lasten legen. Die Zeit mildert höchstens, schleift Kanten ab und macht Härten erträglich.

Die Landschaft um Torre Quemada herum besteht eigentlich fast ausschließlich aus Horizont. Das heißt, was man am Ende dieser braungelb verbrannten Ebene sieht, bedeutet nicht die scharfe eindeutige Trennung von Himmel und Erde, sondern ein im Spiel der Ueberschneidungen wechselndes Hintereinander langhingestreckter Hügel oder Erdwellen, die sich nur in weiten Zwischenräumen durch jähe, kleine Absätze als neue Erhebungen kenntlich machen. Den ebenen Vordergrund durchzieht das trockene ausgefressene Flußbett mit seinem rötlichen, gelben und knochenweiß verwaschenen Geröllschutt. Daß Torre Quemada für die einzige menschliche Siedlung in einer baumlosen Mars- oder Mondlandschaft gehalten werden könnte, verhindert eine unendlich ferne riesige Kirche mit einem erdverkrochenen, fast unsichtbar um sie herumgelagerten Dorf und eine weitabverlaufende Pappelallee, der Camino Real von Segovia nach Burgos.

Die Fonda oder vielmehr die Posada, in der ich mich niedergelassen habe, gehört einem dicken Mann namens Pepe, der sofort wie berußt ausschaut, sobald er sich einen Tag lang nicht rasiert hat. Seine Frau ist eine magere, schweigsame Alte, die meist in der Küche beschäftigt ist, denn gegessen wird hier den ganzen Tag über. Die Fuhrleute stellen ihre Maultiere und die hochrädrigen Karren im Hofe ein und halten eine kurze Mahlzeit, die meist in einem ins siedende Oel geschlagenen und dann mit der Siebkelle herausgefischtem Ei nebst einem fingerhutartigen Glas Wein besteht. Wenn sie übernachten, schlafen sie in einem großen Saal, das heißt, in einer Art Estrich, wo nicht gerade die beste Luft herrscht. In einem solchen Raum trägt sich doch die köstliche Episode zu, daß Don Quijote die zu einem der Arrieros schleichende Maritornes für ein Burgfräulein ansieht und mit den eindringlichsten Mahnungen beschwört, von ihm zu lassen, woraus dann schließlich große Prügelei und nächtlicher Lärm entsteht. Auch jetzt noch lebt . . .

Am selben Ort, am gleichen Tisch, zwei Tage später. Ich bin vom Schreiben aufgestanden und fortgelaufen, weil ich mir mit meinem ¡Ueberlegen-tun-wollen selber zum Ekel geworden bin. Daß ich in dieses abseitige Nest geraten bin, hat nicht das Geringste mit Ueberlegenheit zu schaffen. Was ich Euch erzählen muß, gereicht mir weder zur Ehre noch zur Schande, ich weiß nur, daß ich es mir von der Seele schaffen muß, wenn ich nicht ganz auf den Hund kommen will. Erwartet aber auch keine Begründung meines Handelns. Ich gehöre jetzt mehr als je zu denen, die nicht wissen, was sie tun. Ich kenne mich nicht mehr in mir selber aus. Es mag ja wohl möglich sein, daß es Menschen gibt, die bei allem, was sie tun und lassen, die passenden Worte finden, um es andern verständlich zu machen. Aber mir ist es, als ob ich die ganze Sprache neu erfinden müßte, um das zu sagen, was Euch dann nur als eine Verrücktheit erscheinen wird. Vielleicht habe ich gar nicht das Recht, Euch damit zu behelligen. Und doch ist das der einzige Weg, mir über meine Not hinwegzuhelfen. Ich fürchte mich vor etwas, das mir immer mehr Gewißheit wird. Nämlich, daß es mir irgendwo an der Seele fehlt. Nicht so sehr am Verstand — um Mißverständnissen vorzubeugen, denn den Alltagsdingen gegenüber steht alles unter Rechenschaft und Kontrolle. Nein. Meine Panne sitzt ganz anderswo. Aber ich kann den Ort nicht herausfinden. Ich kenne nur ein Symptom, an dem sich weder deuteln noch rütteln läßt. An meiner Seele will nichts haften. Jeder Niederschlag rollt sich in Tropfen und fällt von ihr ab wie Wasser von einer Fettkugel.

Ich will nun versuchen, zu einem trockenen Tatsachenbericht überzugehen. Passiert ist mir folgendes: Ich bin plötzlich von London weggereist. Ich sollte wohl sagen: ausgerissen. Denn ich war auf dem Punkt, eine sehr große Dummheit oder vielleicht auch eine Art endgültigen Glücks zu machen. Ich muß mich schon wieder verbessern. Nicht ich war auf dem Punkt, sie oder es zu machen, sondern es oder sie war auf dem Punkt, sich selber zu machen, sich als eine Sorte Verhängnis automatisch zu vollziehen, um mich nachträglich plötzlich vor ein fait accompli zu stellen. Daß die Sache von «Madam Tussaud» ausgegangen ist, oder vielmehr bei ihr neu aufgelebt, hätte mich von Anfang an schon abergläubisch stimmen sollen. Falls ihr Euch fragen solltet, was ich mit dieser «Madam Tussaud» zu schaffen habe, will ich Euch das Wenige mitteilen, das ich von ihr weiß oder zu wissen glaube. Sie war ganz einfach eine Schaubudenbesitzerin, die zur Zeit Napoleons des Ersten mit einem Wachsfigurenkabinett reiste. Sie selber ist längst gestorben, aber ihre Nachkommen haben das Unternehmen weitergeführt und stabilisiert. Die Tocken stehen, vielfach vermehrt und verbessert, in einem rotgelben fensterlosen Gebäude am Marylebone Road. Da mir die Madonnen in der Nationalgalerie und die Antiken des British Museums etwas verleidet waren, wollte ich mich eine Zeitlang an mehr volkstümliche Zerstreuungen halten und besuchte die Orte, wo sich die einfacheren Leute amüsieren. Ich hörte den Rednern am Marble Arch Corner zu, fütterte die grauen Eichhörnchen im Regents Park, störte die Liebespärchen bei Hampton Court der Themse entlang und gelangte so endlich auch ins Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud. Es war ein genau so düsterer Nachmittag, wie damals, als ich das erste Mal auf die Idee kam, Euch wieder zu schreiben. Die Stunde war nicht übel gewählt. Ich fiel schon beim Eintritt auf sämtliche Scherze herein. Ich wartete und ärgerte mich über den Kassier, der unbeweglich hinter seinem Schalter saß und keine Notiz von mir nahm. Als ich die richtige Kasse passiert hatte, stieg ich das dämmerige Treppenhaus hinan und vermeinte vor einem betreßten Diener die Eintrittskarte vorweisen zu müssen. Natürlich war es wieder eine Attrappe. Dann trat ich durch dunkle, muffig riechende Vorhänge in einen großen Saal. Das Tageslicht sickerte durch das Sieb eines staubigen Oberlichtfensters grau und müde von der Decke herunter. Es roch leise nach Kampfer, Pfeffer und andern mottenfeindlichen Chemikalien. In dem weiten Raum herrschte jenes unruhige Halbdunkel, aus dessen Grund sich mir die meisten bösen Träume abheben. Eine besondere Art Angstträume, die sich immer in niedern Kellern abspielen und wo das Scheusal nie selber zum Vorschein kommt, aber wo es immer enger in Gänge und Röhrenwerk hineingeht, bis irgendwo das käsig-grüne Gesicht einer Leiche aus einem Winkel auftaucht und einen mit eisig kältendem Grauen wachschreckt. Auf den ersten Blick war ich über die Zahl der anwesenden Besuche erstaunt. Während ich am Eingang und auf der Treppe ganz allein gewesen war, befand ich mich nun auf einmal unter einer Art Menge und unversehens einem bleichen Herrn gegenüber, der mir verdächtig bekannt vorkam und den ich daher vorsichtshalber höflich grüßte. Aber meine Artigkeit fand keinerlei Erwiderung. Der Herr rührte sich nicht, obwohl ich nun auf einmal wußte, wo ich ihn hinzutun hatte. Dr. Barnardo, der Vater der Niemandskinder, war eine alte Bekanntschaft aus der Bubenphantasie und reihte sich fast an Lederstrumpf oder Buffalo Bill. Der einzige Unterschied blieb, daß jener in der Religionsstunde empfohlen worden war, und diese nicht. Und jetzt ging mir auf einmal die nicht ganz behagliche Tatsache auf, daß ich mich als einziger Lebender inmitten einer Menge Scheinwesen bewegte, deren Unbeseeltheit mich keineswegs überzeugen wollte. Ich bin nicht abergläubisch. Aber ein zu gut nachgemachter Mensch gibt mir einfach irgendwie auf

die Nerven. Selbst wenn ich weiß, daß er Charles Dickens, Gladstone, Gordon oder Jack den Aufschlitzer bloß vorstellen und sonst keinerlei Spuk anrichten soll. Bei der jugendlichen Kaiserin Eugenie hatten sich die Vertiefungen des Busenausschnitts mit Staub gefüllt, aber auf den ersten Anblick sah es aus, als ob sie Schimmel angesetzt hätte. Es wurde mir langsam recht degoutierlich zu Mut. Wenn nun das die Art wäre, wie man im Jenseits für seine Sünden bestraft wird? Indem man eine Armatur in den Leib bekäme, während das Fleisch zu Wachs erstarrte und einen der Teufel auf ein Postament im Museum verbrächte, wo man die Publikümer der sich folgenden Ewigkeiten vorüberziehen sehen und wehrlos ihr seichtes Geschwätz anhören müßte? Es war mir aber eigentlich nicht ums Spassen. Auch der Geruch nach Kampfer, Naphtalin, Pfeffer und vergessenem Katzenschiß fing an das Seinige zu tun und ich merkte, wie mir langsam schlecht werden wollte. Die Luft war überhaupt drückend, und der unangenehme Graudämmer hätte als Vorspiel zu einem Hexensabbat gepaßt. Ich dachte ans Fortgehen und wandte mich, an Lloyd George vorüber, dem Ausgang zu.

Plötzlich stand ich vor Phillis. Ich schaute sie an und sie schaute mich an. Ich hatte Zeit, gemächlich zu denken. «Jetzt bist du da», sagte ich mir, «wo das Natürliche aufhört und das Spinnen angeht. Jetzt wird sich's weisen, ob der Ariadnefaden deiner Intelligenz solid genug ist, oder ob er beim ersten scharfen Eck zerreißt.» Ich weiß nicht, wer besser nachgemacht war, Phillis oder ich. Einen Augenblick lang lockte der Gedanke, mich durch Erstarrung zu bergen und gleichsam Mimikry mit der Umgebung zu machen, wie es Charlot Chaplin im «Zirkus» tat. Phillis gestand mir übrigens nachher, daß sie genau dem selben Einfall widerstehen mußte. Die gegenseitige Befangenheit lockerte sich endlich zu notdürftiger Begrüßung. Es ging fast so harzig, wie beim Erneuern einer flüchtigen Bekanntschaft, von der man nicht mehr weiß, ob sie angenehm oder lästig gewesen ist. Ich war derart verdattert, daß ich der augenscheinlichsten Wirklichkeit nicht recht traute. So redeten wir zuerst nur um belanglose Dinge herum. Wie man vorsichtig auf harschigen Schnee tritt, um nicht einzusinken und mit dem Fuß hängen zu bleiben. Beide hatten wir Angst vor der ersten Vertiefung des Gesprächs und wußten doch, daß wir nicht darum herumkommen würden. Ich übertönte meine innere Unsicherheit und ließ mir keine Atempause, die mich genötigt hätte, Gefühle zu fühlen. Auch Phillis suchte sich übers Glatteis zu scherzen und erzählte lachend, daß sie als geborene Londonerin heute zum erstenmal den Fuß in dieses Gebäude gesetzt habe. Trotzdem sie doch schon seit Jahren fast täglich dran vorbeikomme. Aber an einem gewissen Schlucken, das zwischenhinein kam, merkte ich, daß es ihr nicht so leicht ums Herz war, als sie tun wollte. Ueberhaupt schien sie mir verändert, aber ich konnte nicht bestimmt feststellen, wie und wo. Es war etwas Fahriges in ihrem Wesen, eine verhaltene Unstetigkeit, die nicht bloß einer vorübergehenden Gemütsverstörung wegen des unerhofften Wiedersehens zuzuschreiben war. Sie schien etwas zu suchen, wollte aber lang nicht sagen, was. Endlich fragte sie in der scheuen Weise, in der man sich nach gewissen Bequemlichkeiten erkundigt, ob ich die Schreckenskammer schon gesehen hätte. Ich wußte gar nicht, daß noch eine Steigerung des Unheimlichen geboten wurde, das ich beim Anblick all der herumstehenden Vortäuschungen falscher Tatsachen schon sattsam genossen hatte. Genauer herumschauend entdeckte ich eine kleine Tür, die ich bisher übersehen hatte. Es ging auf steiler Treppe in eine Art Keller hinunter, der durch effektvoll angebrachte farbige Glühbirnen in eine Art Höllenbreughelkolorit getaucht werden sollte. Unten angelangt, machte man eine Wendung und befand sich plötzlich vor einem Podium, auf dem eine richtige, echte Guillotine stand. Daß sie keine Nachahmung, sondern das berühmte Schreckensinstrument war, das auf der Place de la Grève gestanden hatte, bezeugte der Katalog. Was mich erstaunte, war die Kleinheit des Dings. Es wirkte im Vergleich zu dem, was ich mir vorgestellt hatte, schmächtig und geringfügig. Ein leer aufgerichteter Fensterrahmen von zweifelhafter Solidität mit einem darin aufgehängten Kabishobel, bildet die Vorrichtung, deren sich das bürgerliche Zeitalter bedient, um seine Menschlichkeit zu bekunden und dem Gebot: «Du sollst nicht töten!» Achtung zu verschaffen. Die fürchterliche Schlichtheit wird durch den schmutzig gewordenen roten Anstrich erhöht, mit dem die Balken bedeckt sind. Die Kunst der Familie Tussaud hat nur die Staffage ins Bild gestellt. Aufs Brett geschnallt liegt der Hinzurichtende, sein Hals ist durch zwei halbbogenförmig ausgeschnittene Joche festgelegt. Daneben steht der Scharfrichter. Er hat Rock und Weste ausgezogen und die Aermel aufgekrempelt, aber den Zylinder auf dem Kopf behalten. Seine Linke ruht auf dem Rücken des armen Sünders und die Rechte greift an die Schnur, die in der nächsten Sekunde den Fall des Messers auslösen wird. Die Aufmachung der ganzen Gruppe ist von grauenerregender Eindrücklichkeit. Phillis schaute wie gebannt zu dem starren Schrecknis hinauf. Bei dem schiefen Licht, das auf ihr Gesicht fiel, bemerkte ich, wie fleckig ihre früher so reine Haut geworden war. Endlich gelang es mir, sie weiterzubringen. In Glaskästen waren die frisch vom Rumpf getrennten Häupter einiger Gattinnen Heinrich des Achten, der Maria Stuart, Ludwig des Sechszehnten und neuerdings Landrus ausgestellt. Besonders eindrucksvoll nachgestaltet dünkten mich die Schnittränder mit ihren unregelmäßig ausgezackten Haut- und Fleischfetzen. Mit bloßem Uebelwerden konnte man sich hier nicht mehr behelfen. Dafür engte mich plötzlich schnürendes Halsweh. Ich wußte nichts mehr zu sagen und merkte, daß es Phillis ebenso erging. Nachdem wir den Kehr weislich abgestufter Scheußlichkeiten erledigt hatten, blieb sie wieder vor der Gruppe unter der Guillotine hängen. Ich aus Höflichkeit natürlich auch, obwohl es mir nun wirklich das Liebste gewesen wäre, das gruselige Reich der Madam Tussaud zu verlassen. Gedankenlos und halb gelähmt lehnten wir uns über die Barre und starrten zu dem ewig mordbereiten Henker hinauf, als ob wir den Ruck der Hand abwarten wollten, der den Schlag des Fallbeils bewirken mußte. In der eingestaubten Vortäuschung einer fürchterlichen Sekunde hoben sich Komik und Tragik in lächerlicher Gegenseitigkeit hervor. Plötzlich faßte mich Phillis am Arm. Mit einem Griff, daß ich durch den Stoff meines soliden Anzugs hindurch die Schärfe ihrer Fingernägel spürte. Mit den Augen wies sie mir, was sie meinte. Aus der Hose des Scharfrichters kroch eine Maus, verschwand wieder hinein und kam dann oben zwischen der Hemdbrust aufs Neue zum Vorschein. Von dort huschte sie zur Schulter hinauf und krabbelte dann dem ausgestreckten Arm entlang, der die Schnur zur Guillotine hielt. In die wächserne Faust mußte sie ein Loch gefressen haben, denn sie verschwand mehrmals auf eine, wahrscheinlich nur von unserem Standorte aus unerklärliche Weise. Plötzlich kam eine zweite Maus unter dem Zylinder des Henkers hervor. Sie war viel größer und fetter als die andere. Mit ihrer lustigen spitzigen Schnauze zog sie die Witterung und näherte sich dann ruckweise, immer wieder reglos innehaltend, dem Tummelplatz der andern Maus. Diese schien nichts davon zu merken, oder wollte sich nicht den Anschein geben. Denn als die größere Maus in überraschendem Angriff über sie herfiel, zeigte sie sich der Lage durchaus gewachsen. In rasenden Spiralen ging Flucht und Verfolgung um Arme, Körper und Beine des Scharfrichters. Es raschelte in den blödgewordenen Stoffen seiner Kleider und für Augenblicke war es, als ob bewegtes Leben in seiner Gestalt erwachen wollte. Es war nicht zu ersehen, ob der Vorgang Kampf ums Dasein oder Liebesspiel bedeutete. Die Tiere hetzten sich wie wahnsinnig. Nun jagten sie die Schnur auf und nieder. Und endlich kriegten sie sich zu packen. Ich weiß nicht, wie sie es anstellten einander zu beißen und sich zugleich an der Schnur festzuhalten. Sie hingen wie ein zappelndes Klümpchen im Leeren. Plötzlich gab der gespannte Halt nach, die verkrallten Tierchen sausten in weitem Bogen herunter und stoben auseinander. Gleichzeitig schien sich das Hackmesser gelöst zu haben, es kam ins Rutschen und fiel langsam auf den Hals des Delinquenten herunter. Mit dumpfem Schlag blieb es in der Armatur stecken, ohne sie durchzuschneiden. Aber sein Gewicht drückte sie abwärts, so daß das Brett mit dem darauf gefesselten Körper in einem Winkel von fünfundvierzig Grad aufstand und die Füße just unter die Nase des Henkers zeigten. Der Vorgang war von so zwerchfellerschütternder Komik und zugleich solcher Schauerlichkeit, daß ich zunächst gar nicht wußte, was ich eigentlich empfinden sollte. Auf einmal merkte ich, daß Phillis immer schwerer gegen meine Seite lehnte. Ich konnte sie gerade noch halten, sonst wäre sie an mir hinunter zu Boden geglitten. Es blieb mir nichts übrig, als sie auf meine Arme zu nehmen und eine Sitzgelegenheit für sie

ausfindig zu machen. Aber so sehr ich herumspähte, vermochte ich nichts Dergleiches zu entdecken. Die Schreckenskammer war nur für wandelnde Besucher eingerichtet. Da kam mir die sterbende Kleopatra in den Sinn, die irgendwo in einem Winkel auf einem Diwan ruhte und ihren Nilwurm zwischen die Brüste drückte. Es gelang mir, die Wachsfigur etwas beiseite zu schieben und Phillis neben sie zu legen. Denn ich traute mir nicht zu, die wiedergefundene, aber merkwürdig schwer gewordene Freundin die steile Treppe hinauf in den Saal und zum Ausgang zu tragen. Es war klüger, wenn ich erst Hilfe holte. Aber nun wollte Phillis mich nicht von sich lassen. Ich gewahrte erst jetzt, daß sie ganz außer sich und wie von Sinnen war. Ihre Hände blieben so in meine Kleider verklammert, daß ich mich einfach nicht losmachen konnte. Da wollte es mir das Gescheiteste scheinen, wenn ich mich neben sie setzte, sie streichelte und mit vernünftigen Worten zu beruhigen suchte. Als ich sie dabei so anschaute, kam ich auf den Gedanken, daß sie vielleicht schwanger sein mochte. Trotzdem wir uns im finstersten Winkel des Raumes befanden, konnte ich ihr Gesicht deutlich sehen. Seine Formen waren runder geworden und doch in einem gewissen Sinn härter. Die Erinnerung wollte sich nicht zur Gegenwart fügen, es kam mir wie eine fremde Erzählung vor, daß diese Frau einmal meine Geliebte gewesen sein sollte. Wie oft hatte ich sie früher so daliegen sehen, als noch die Nächte unserer Liebe gehörten. Ich kannte jede Formung ihres Gesichtes. Die schwingende Linie ihrer Brauen bei geschlossenen Augen pflegte ich mit leisem Finger nachzufahren, um bei ihrem Auslaufen über die Schläfe hinweg auf die rundlich gepolsterte Wellung des Jochbogens zu gleiten. Wie oft hatte ich ihr die etwas wilden Härchen hinter die Ohrmuscheln zurückgestrichen, die so klein und lustig gerollt gegen den Hinterkopf wiesen. Alles war noch da, aber irgendwie anders. Auch aus meiner Liebe war etwas wie ein feindseliges Mitleid geworden. Meine Gefühle wollten auf einmal nichts mehr hergeben, es war die alte Panne, die mein Wollen und Können zum Stehen bringt, so oft ich einmal den ganzen Menschen zeigen soll. Natürlich nahm ich mich zusammen. Ich bin zu sehr als Gentleman erzogen, um Ueberschwang oder Tiefstand meines Gefühlslebens zu offenbaren. Mein Verhalten blieb so korrekt, als es jeder in Nöten befindlichen Dame gegenüber geblieben wäre. Aber zu etwas weiterem langte es nicht. Ich fühlte Qual deswegen, und doch war es mir unmöglich, anders zu empfinden. Es gelang mir einfach nicht, mein Unbeteiligtsein aufzugeben und etwas zu wünschen, das nicht einem möglichst raschen und unverpflichtenden Abschluß dieses ungemütlichen Beisammenseins gleichkam.

Endlich schien sich Phillis zu erholen. Sie verlangte ihr Täschchen und entnahm ihm eine Schachtel Pillen, von denen sie hastig ein paar in den Mund stieß. Dann setzte sie sich auf, schaute in das am innern Deckel des Täschchens angebrachte Spiegelchen und erhob sich plötzlich, bis sie unterm Lichtschein der nächsten farblosen Lichtbirne stand und fing an, sich zu pudern. Ich blieb sitzen, wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat. Als sie fertig war, wandte sie sich zu mir um: «Kommen Sie? Die Luft ist so schlecht hier! Draußen wird mir sofort besser sein!» Sie schien nun wieder so vollkommen beherrscht und Herrin ihrer Nerven zu sein, daß ich froh wurde, meiner Gefühlswürde nichts vergeben zu haben.

Ich bot ihr den Arm und half ihr über die steile Treppe hinauf. Wir gingen durch den großen Saal an den schweigsamen Berühmtheiten vorüber zum Ausgang. Auf der Straße winkte sie einem Taxi heran. Ich wollte mich verabschieden, aber sie bat mich, mitzufahren. Da setzte ich mich zu ihr hinein. Nach längerer Fahrt hielt der Wagen vor einem schwärzlichen, aber an Fenstern und Türen sehr reinlich gehaltenen Backsteinbau. Ein kleiner Portikus führte brückenhaft über den vorliegenden Lichtgraben ins Halbparterre. Die Wohnung begann sogleich hinter der Haustür. In Gang und Treppenhaus standen behagliche Möbel, und überall hingen alte Stiche an den Wänden. Phillis geleitete mich, ohne daß jemand von der Bedienung sichtbar geworden wäre, in ein freundliches Gemach, das trotz des undurchlässigen Himmels genügend Tageslicht empfing, um ohne künstliche Beleuchtung hell zu wirken. Ich wurde gebeten, einen Augenblick lang Platz zu nehmen, und eh ich es mich versehen hatte, war Phillis aus dem Raum verschwunden.

Ihr wißt, wie das ist, wenn man in einem wildfremden Haus so ganz allein sitzen gelassen wird. Man kommt sich vor wie ein schlechter Schwimmer, der auf einer einsamen Klippe ausgesetzt wurde und sich nur mit dem undeutlichen Versprechen trösten darf, daß gelegentlich ein Schiff kommen werde, ihn abzuholen. Nachdem ich eine Viertelstunde dagesessen hatte, fing ich an rebellische Sachen zu denken. Als zwanzig Minuten verstrichen waren, wechselte ich zum zehnten Male die übereinander gekreuzten Beine und zuletzt stand ich auf. Ich ging recht hörbar im Raum herum und besah mir die Dinge. Es standen allerlei überseeische Nippes herum, dazwischen fanden sich aber auch reizende Wedgwoods und andere europäische Keramik. Wenn sie nicht gerade im Aquarellmalen begriffen war, pflegte Phillis einem recht intelligenten Geschmack zu huldigen. Das war auch hier festzustellen. Mobiliar, Tapeten und Wandschmuck stimmten aufs raffinierteste zusammen. Den einzigen störenden Fleck bildete eine mehr wässerig als wasserähnlich anmutende Meeransicht, die ich erfahrungsgemäß dem Pinsel meiner Freundin zuschrieb. Schon wollte ich mich wieder hinsetzen, als mir auf dem Kaminsims ein Rahmen auffiel, der ebenfalls nicht zum übrigen paßte. Er war in einem seltsamen nordischen Runenstil geschnitzt, von dem ich nicht recht wußte, ob ich ihn für echt nehmen und mir imponieren lassen, oder ob ich ihn mutig für Kitsch erklären sollte. Aber was mich am meisten beunruhigte, war die darin enthaltene Photographie. Sie stellte einen Mann vor, vor dem ich mich in jeder Hinsicht benachteiligt fühlte. Und das auf den ersten Blick. So schön und so männlich und so blond war ich nicht. Wenn er dazu eben so gescheit und so rein und so unerschrocken war, vielleicht zum Ueberfluß noch Sigurd oder Frithjof heißen sollte, dann durfte ich ohne weiteres einpacken. Ich muß gestehen, daß eine Art hilfloser, stumm vor sich hingreifender Eifersucht über mich kam. Was war ich doch für ein trauriges, rassevergessenes Mischwesen im Vergleich zu einem solchen hundertprozentig nordischen Hünen! Eben wollte ich mich dahintermachen, die quer übers Glas geschriebene, schwungvolle Widmung zu entziffern, als die Tür aufging und Phillis wieder hereinkam.

Sie hatte die Kleider gewechselt und trug nun ein helles, geblümtes, eng anliegendes Stilgewand, das ihr etwas von der präraffaelitischen Herbheit gab, wie sie der Kreis um William Morris zum Schönheitsideal erhoben hatte. Und ich gestehe gern, daß ich bei der Gelegenheit ein warmes Verständnis für jene ferne Epoche in mir entstehen fühlte, denn Phillis sah wie ein neues Wesen aus und meine Eifersucht schlug in heftige Begehrlichkeit um. Ich glaube zwar nicht, daß mir äußerlich etwas anzumerken war, aber gewissen Schwarzsendern des Gefühlslebens kommt auch die gestrafftste Selbstkontrolle nicht auf die Schliche. Jedenfalls merkte Phillis sofort, woran sie mit mir war. Umso mehr, als ich das Gespräch auf den lächerlichsten Umwegen in die Richtung der mich beunruhigenden Photographie lenkte.

«Mein Mann!» erklärte sie kurz und sachlich, ohne sich auf weitere Erläuterungen einzulassen. Und trotz meiner gegenteiligen Bemühungen redete sie beharrlich immer wieder von der mich seltsam erregenden Tatsache weg in andere, gleichgültige Themen hinüber. Ich hockte da wie einer, der den Zug versäumt hat und sich im Fahrplan nicht auskennt. Ich wußte nicht, was diese Frau noch — und was sie nicht mehr von mir wollte. Warum hielt sie mich hier in ihrem Haus und in diesem Zimmer fest, wenn sie doch nur belanglose Gespräche führen wollte?

Aber alle Anläufe, die ich versuchte, um Aufbruch und Abschied einzuleiten, blieben geflissentlich unbemerkt, und meine Ratlosigkeit vor der seltsamen Situation fing an in Nervosität überzugehen. Ich beschloß, die Sache übers Knie zu brechen und holte mir den Rahmen mit der Photographie vom Kaminsims herunter. Phillis hinderte mich nicht daran und fragte nur ganz beiläufig, ob ich das Gesicht schon irgendwo gesehen hätte. Das hatte ich nun tatsächlich, aber es war mir unmöglich zu ergründen, wie, wo und wann. Ich stellte das Bild wieder an seinen Ort. Phillis hatte sich erhoben und stand mir nahe zur Seite. Ich konnte mir's nicht mehr verhalten und zog sie an mich. Einen Augenblick lang war es, als ob sie mich gewähren lassen wollte, aber auf einmal steifte sich ein sanfter Widerstand in ihren Gliedern, und sie machte sich sanft von mir los.

«Wir wollen ihn nicht mehr betrügen», sagte sie.

«Nicht mehr? Wie meinen Sie das?» Ich kam mir plötzlich unheimlich beschränkt vor und schämte mich meiner Begriffstutzigkeit.

«Morgen wird er gehängt. Vor Sonnenaufgang.»

«Wer???» Meine Stimme klang heiser und schreiend zugleich. Sie kam wie eine rauhe Materie durch den Hals herauf.

Ich verstand ihre Antwort nicht, aber ich begriff den Sinn ihrer Meinung. Was ich in den letzten zwei Stunden erlebt hatte, war nur die nötige Vorbereitung gewesen. Jetzt überrannte mich nichts mehr. Ich war für Erstaunlichkeiten abgehärtet. Die Dinge lagen doch eigentlich sehr einfach. Phillis war mit einem Mann verheiratet, der morgen früh gehängt werden sollte. Ich bemühte mich, mehr betrübt als dumm auszusehen, ungefähr so, wie es sich für die Gelegenheit ziemte. Aber innerlich plagte mich die hilflose Unsicherheit, ob ich taktvoll schweigen oder teilnahmsvoll fragen sollte. Meine unverrückbare Fühllosigkeit kam mir wieder schreckhaft zu Bewußtsein. Das furchtbare Geschick der Freundin stand greifbar glaubhaft vor meinen Augen und doch ging es mir nicht näher, als die erstbeste, auf Leinwand gestrahlte Kinotragödie. So schien es mir wenigstens für den Augenblick. Ich hatte das Gefühl, innerlich gefesselt, zugehalten zu sein. Verhindert, das Außergewöhnliche, die befreiende Tat zu tun, die mir geboten schien und nur von mir vollbracht werden konnte. Eine lähmende Vernünftigkeit hatte von meinem Willen Besitz ergriffen. Ich schaute unwillkürlich nach der Türe.

Ich weiß nicht, ob Phillis erraten hatte, was hinter meiner Fassade vorging. Jedenfalls klang das, was sie nun sagte, wie eine Antwort auf mein ungewisses Verhalten: «Alles wäre anders gekommen, wenn wir nicht aufgehört hätten, uns zu schreiben. Aber ich glaube, Sie waren froh, mich loszuwerden! Sonst wären Sie nicht so streng und konsequent gewesen!»

«Es ist wahrhaftig kaum meine Schuld, daß wir nicht verheiratet sind», entgegnete ich mit einiger Schärfe. «Sie wissen, daß das hindernde Nein immer von Ihrer Seite kam!»

«Ich weiß!» Phillis neigte das Gesicht und schaute starr auf den Boden. «Ich war eine Närrin. Aber es wäre an Ihnen gewesen, mich eines Bessern zu belehren. Meine Bücherweisheit über den Haufen zu werfen, anstatt immer und immer auf meine Torheit Rücksicht zu nehmen!»

«Wieso habe ich das?» fragte ich erstaunt, denn diese Wendung kam mir unerwartet.

«Vielleicht war's weniger Rücksichtnahme als Stolz ... was Sie verhindert hat, mich vor die richtige Tatsache zu stellen!»

«Ich verstehe nicht, was Sie meinen ...»

«Ich könnte es Ihnen mit Ihren eignen Worten wiederholen. Daß Sie es entwürdigend finden, eine Frau zu lieben, die keine Kinder von Ihnen will!»

«Um ehrlich zu sein: So denke ich auch jetzt noch!»

«Eben. Und unterdessen habe ich den andern geheiratet. Seiner unverfälschten Rasse und seiner Chromosome wegen. Und nachträglich kommt es heraus, daß er ein Knabenschänder und Lustmörder ist!»

«Aber wie sind Sie denn ausgerechnet auf diesen Menschen gekommen?»

«Durch den Intelligence-Service. Er war die Verbindungschiffre zwischen mir und H. Q. Infolge eines Mißverständnisses lernten wir uns persönlich kennen. Bei Kriegsende wurde er abgebaut. Und weil mir Angst war, ihn aus den Augen zu verlieren, hab ich ihn mir zum Mann erbettelt ...»

«Aber die Ehe können Sie doch auflösen lassen ... wenn Sie's nicht schon getan haben!»

Phillis schüttelte den Kopf. «Ich bin in andern Umständen!» sagte sie in der kurzen trockenen Weise, die ihr so wohl anstand, und die mir von früher her vertraut tönte, so daß es mir ganz windelweich zu Mute wurde. Jedoch das Manometer meiner Ueberlegungskraft schlug sofort Alarm. Die neigende Tendenz meiner innern Haltung erfuhr eine energische Korrektur. Aber wohl war's mir nicht dabei. Es langte just eben zu einer dummen Frage.

«Von ihm?» fuhr's mir heraus, blöd, stupid, taktlos.

Aber Phillis lächelte nur. Ein Lächeln, das um sich selber und auch um fremde Torheit Bescheid weiß. Ein Lächeln, das nicht mehr rechtet, sondern nur mehr sich selber lächelt, so wie am Himmel ein Wölklein seine eignen Formen ballt, ohne dran zu denken, in welchem Umriß ihr Schatten zur Erde fällt. Nein, Phillis war mir nicht böse, sie war nicht einmal mehr sich selber böse. Was sie auf meine Plumpheit antwortete, klang wie die beruhigte Feststellung von etwas Unabänderlichem: «Ich wollte ein Lichtwesen gebären. Und nun wird es statt dessen lebenslang gezeichnet sein.»

Nun mußte ich irgend etwas sagen, das weder ausweichend, noch banal und vor allem auch nicht tappig war. Was endlich herauskam, wirkte etwas gemessen, viel zu feierlich, umfaßte aber doch annähernd das Richtigste, was sich zur Sache äußern ließ. Ich versprach Phillis in der peinlichen Bitternis, die sie zu gewärtigen hatte, beizustehen. Ein Ort mußte ausfindig gemacht werden, wo sie sich über die nächste Zeit vor der Welt verbergen konnte. Ich wollte dafür besorgt sein, daß ihr alles unnötige Leid erspart bliebe. Aber Phillis schüttelte nur den Kopf. Die Art Hilfe brauchte sie nicht. So wenig als jene, die ihr von anderer Seite angeboten worden war. Sie wollte sich weder verkriechen, noch den Eingriff geschehen lassen, zu dem man ihr geraten hatte. Alle Schuld nahm sie auf sich. «Er hat mich festgelegt», sagte sie. «So, wie ich festgelegt sein wollte. Ich darf ihm keinen Vorwurf machen. Ich habe mich geirrt, nicht er. Mein fürderes Leben wird wahrscheinlich aus Buße dafür bestehen. Alles hängt davon ab, wie sich das Geschöpf unter meinem Herzen gestaltet. Aber auch wenn es sich zu einem Monstrum auswächst, werde ich die Verantwortung auf mich nehmen.»

Phillis sah wirklich sehr entschlossen aus. Ich wagte nicht, die Ernsthaftigkeit ihres Entschlossenseins zu bezweifeln. Ueberdies stand ihr dies Wesen bezaubernd. Die gestraffte Strenge wirkte wie eine neue Schönheit an ihr.

Ich kam jählings ins Rutschen. Meine Vernunft tat ein paar Griffe ins Leere, und dann hörte ich mich selber sagen: «Wissen Sie, daß ich Sie noch immer liebe?» Ich war ganz erstaunt, daß mein Ich so leidenschaftlich reden konnte und dafür eine Stimme brauchte, die all die Zeit bisher verwendungslos im Kehlkopf geruht haben mußte.

«Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns heute getroffen haben!» erwiderte Phillis. «Wir ersticken in lauter gegenseitigem Nichtschuldigsein, und doch hat alles, was wir tun und reden, gewissermaßen Hand und Fuß. Es war eine Art Schlafwandel, der mich zu Madam Tussaud geführt hat ... und der mich veranlaßte, Sie hierher mitzubitten. In meinem Zustand und unter den vorwaltenden Umständen mag mir allerhand zugute gehalten werden, aber wie erklärt sich's, daß ausgerechnet Sie es sein müssen, der plötzlich dasteht und meinem wachen Traum den Schritt hält? Eines von uns muß doch was dazu getan haben, mit so ganz unwissenden Figuren spielt das Schicksal nicht.»

«Aber vielleicht die Liebe ...?» Bei nüchternem Verstand hätte ich natürlich niemals eine derart kitschige Wendung gebraucht. «Warum sollten Sie mir denn sonst soviel Vertrauen erwiesen haben? Wir sind doch einmal wie Mann und Weib gewesen, mit der einen kleinen Ausnahme ...»

«Daß der Schoß des Weibes nicht volle Gastfreundschaft gewährte und sich lieber mit Edelkorn bestellen ließ, das sich nachträglich als Unkrautsamen ankündigt. Aber gibt's denn unter dem, was wir als Unkraut verdammen, nicht auch schöne Gebilde, deren Nutzen der Alltagsverstand nicht begreift, weil er nur immer das Nächstliegende zu erfassen vermag?»

«Ich hatte Phillis noch nie so gut Deutsch reden hören. Zur Zeit unserer Beziehungen hatten wir uns immer auf Englisch verständigt. Jetzt mit einemmal fiel mir auf, daß wir seit Verlassen der Madam Tussaudschen Kabinette fast ausschließlich Deutsch miteinander geredet hatten. Und trotzdem war mir Phillis in einemfort unverständlicher geworden! Ich faßte sie bei den Händen und schaute ihr fest in die Augen. «Jetzt sagen Sie mir einmal deutlich und klar, was Sie von mir wollen! Was ich für Sie tun darf! Mit dem Darumherumreden kommen wir nicht weiter. Warum haben Sie mich sonst hierhergeführt?»

«Ich weiß es nicht. Ich glaubte ... nein, ich glaubte es nicht, ich hoffte bloß ...»

«Reden Sie doch, ich bitte Sie!»

«Ich habe gehofft, daß Sie sich von selber anerbieten würden, dem Kind Vater zu sein. Es als Ihr Eigenes anzuerkennen. Und dann wäre ich überallhin mit Ihnen gegangen ...»

Der Kopf wirbelte mir. Ich merkte ganz deutlich, wie ich nach zwei Seiten auseinanderfiel. Daß ich Phillis ebensosehr liebte, als mir das Kind des Scheusals widerstand. Es war mir unmöglich, eine Antwort zu finden, die mir nicht nach einer Seite hin Uner-

trägliches auferlegt hätte. Ich habe noch nie ein so peinliches Schweigen erlebt, als dasjenige, das ich nun selber schwieg.

«Ich verstehe!» sagte Phillis. «Ich werde allein sein.» Sie nahm sich zusammen. Und nun sah ich, daß ihre Büßerhaltung, die ich nicht ganz ernst genommen hatte, doch echt war. Ich beobachtete, wie es sie würgte und wie sie dennoch widerstand. Wenn das, was ich empfand, Mitleid war, bedeutete das Gegenstück, der Widerwillen vor dem keimenden Monstrum und den lauernden Vererbungsgespenstern sicherlich nicht das stärkere Gewicht. Aber . . . und nun, liebe Freunde, lacht mich nicht aus . . . zum ersten Male im Leben stieg mir mit erschreckender Deutlichkeit vor Augen, daß ich meinem uralten Namen eine Schuld schuldig bin. Und daß es würdiger ist, wenn ich ihn aussterben lasse, anstatt ihn auf eine falsche Nummer zu setzen.

Was sagst du zu der Wendung, Pfarrer Brückmehl, der du anscheinend ein halber Bolschewist geworden bist? Wärst du noch Puritaner, brauchte ich dich gar nicht um deine Meinung zu fragen. Jetzt scheinen wir weit, sehr weit auseinandergeglitten zu sein . . . aber ich glaube, es ist doch das selbe Wasser, das uns trägt.

Als ich mich bedrückt und voll innerer Beschämtheit von Phillis verabschiedete, bat ich plötzlich . . . warum und wozu weiß und wußte ich nicht . . . um ein weiteres Zusammentreffen. Eine fürchterliche Unentschlossenheit riß mich hin und her. Phillis nahm ihre Hand aus der meinen und sagte mit einem Lächeln, das ich noch nie an ihr gesehen hatte: «Gut, am nächsten Montag. Um dieselbe Zeit bei Madam Tussaud. Vergessen Sie nicht!» Und dann auf einmal, noch bevor ich ein Wort sagen konnte, war das schwere Eichenholz einer Türe zwischen ihr und mir.

Ich war so verblüfft, daß ich zunächst vollständig richtungslos davonlief wie ein von der Leine geratener Hund. Aber als ich nach etwa zwei Stunden soweit war, mich auf Herz und Nieren prüfen zu können, entdeckte ich, daß mich die Sache gar nicht so angegriffen hatte, als es mir anfänglich scheinen wollte. Ich aß dann sogar außerordentlich gut zu Nacht. In einer Oyster-Bar am Strand, anstatt in irgend einem Lyons, wie ich's gewöhnlich um der Raschheit willen zu tun pflege. Nach ein paar Gläsern Burgunder kam mir das Zusammentreffen mit Phillis wie ein böser, rasch vorbeigeflitzter Streifen Traum vor, aber dennoch kaufte ich vor dem Nachhausegehen sämtliche Zeitungen, deren ich habhaft werden konnte, um über die morgen bevorstehende Hinrichtung des Knabenschänders M. X. zu erfahren. Zu meiner Beruhigung sah ich, daß von seiner Frau nirgends die Rede war. Offenbar wollte man sie schonen. Es nahm mich nicht Wunder, ich wußte, daß sie Beziehungen in der besten Gesellschaft hatte.

Anschließend an diese Lektüre verbrachte ich eine üble Nacht. Ich wälzte mich in meiner Schwäche und Willensarmut, die mir nicht einmal die Flucht ins Wesenlose des Schlafzustandes erleichterten. Hinter den Augendeckeln hastete ein jagender Bildzauber. Formen und Werdungen vergaukelten ineinander, das kaum Erschaute wandelte sich von einer Entstellung in die andere. Genau im Moment, da dem Verurteilten fahrplanmäßig der Boden unter den Füßen wegklappte, schreckte ich aus einem Halbbewußtsein auf, das eben Schlaf werden wollte, und ich spürte durch hunderttausend Wände hindurch, daß auch Phillis wach saß. Zugleich ging mir die Erkenntnis auf, daß ich nicht mehr lang imstande sein würde, ihr gegenüber meine Freiheit zu wahren, denn sie lag mir im Blut. Ich sah voraus, daß ich im Rückblick auf Vergangenes sentimental werden und Künftiges verpfänden müßte, ohne zu wissen, was ich dafür eintauschte, wenn ich das möglicher- oder sogar wahrscheinlicherweise zu erwartende Monstrum an Kindesstatt gelten ließ. Durfte ich es auf mich nehmen, den Namen meiner Ahnen auf ein Wesen zu übertragen, das die lange Reihe seiner Träger in Unehre zu beschließen imstande war, ungefähr so wie ein Tolggen unter der letzten Zeile eines kostbaren Pergaments das ganze Schriftbild versudelt?

Ein paar Tage lang hielt ich dem Zwiespalt stand. Aber am Montagmorgen kam die Angst wie ein Wirbelsturm über mich. Ich packte und stampfte das Nötigste in einem Köfferchen zusammen und fuhr schon am frühen Vormittag von Waterloo-Station weg. Als ich am Hafen von Southampton vom Oberdeck des Dampfers auf den Quai hinunterschaute, wo eben die Taue gelöst wurden, fühlte ich mich schon viel freier und draußen, auf offenem Meer, schien die ganze bettwarme Unentschlossenheit von mir gewichen.

Aber was ich nun weiter zu erzählen hätte, wäre' nur zickzackartiges Kaleidoskop. Modern, wie man's heute überall beschrieben findet. Drum erlaß ich mir und Euch die Mühe. Bis dahin, wo mir die Welt wieder zum Stehen gekommen ist. Torre Quemada ist der absolute Stillstand. Und somit der erste Kurort der Welt. Es würde sich lohnen, ein Konsortium zur Ausbeutung seiner Heilmöglichkeiten zu gründen. Ein riesiges Sanatorium zu erstellen, aus kühlem Granit, wie der Escorial gebaut ist, mit unzähligen Zellen und endlosen Gängen. Und in jeder der Zellen müßte nichts zu sehen sein, als ein schmaler, vergitterter Ausblick auf die Ferne des Horizonts, unter dem die gelben und braunen Hügelrücken langgestreckt nebeneinander her oder mit einem kurzen Ruck zu einer Linie verlaufen, so daß man oft an eine linear sichtbar gewordene, mehrstimmig gesetzte Melodie denken möchte. An eine Art gezeichneten Kanons.

Ich bin hier weiter von der Welt weg, als ich es im Traum sein könnte. Nur von der Küche herauf dringt manchmal etwas zu mir, was nicht ganz ins Bild paßt. Aber sogar die Madrider Schlager werden literaturhistorische Kuriosa, bis sie nach Torre Quemada gelangen. Eben schrillt mir die Stimme einer Maritornes durch den Fußboden:

«¡Agua, que no has de beber,
Déjala correr!
¡Déjala, déjala!
¡No me mires así.
No astoy para tí . . . !»

Wenn du nicht dran trinken sollst,
Stopfe nicht die Brunnenröhren!
Ob du auch mit Blicken grollst,
Kann ich dir doch nicht gehören!

Heute nacht geht der Carro nach Matapozuelos, der nächsten Eisenbahnstation. Er wird diesen Brief mitnehmen. Ihr seht, wo es mir an der Seele fehlt, weiß ich noch immer nicht. Vielleicht bringt's einer von Euch heraus.

Unterdessen grüßt Euch herzlichst

Scharni.

Als Brückmehl den Brief beiseite legte, sah er nachdenklich aus, als ob er sich auf etwas Vergessenes besinnen müßte. Dann schaute er auf, schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln. Aber er vermochte nichts über eine Unruhe, die angestrengt im Gedächtnis wühlte. Auf einmal kam eine Gewißheit nach oben. Brückmehl ging in sein Schlafzimmer hinüber. Der Kastenfuß, in dem seine Schuhe standen, war mit Zeitungspapier ausgelegt. Brückmehl nahm seine bessern Halbschuhe von ihrem Platz weg. Was der Aufmerksamkeit scheinbar entgangen und doch als Wahrnehmung haften geblieben war, wurde nun plötzlich etwas in unheimliche Nähe Gerücktes. Schrille Lettern erklärten die Bildseite einer Zeitung: «Londons berühmtestes Wachsfigurenkabinett ein Raub der Flammen . . . — rätselhafter Fund auf der Brandstätte . . . — ein weibliches Skelett . . .»

Der obere Rand mit dem Datum fehlte. Aber Brückmehl ging der Sache nicht weiter nach. Was sollte er Zusammenhänge erforschen, deren Verborgenheit ersparter Qual gleichkam? Das Schicksal des Freundes schien eine Wendung zu nehmen, die sehr in die Irre führte. Aber die Antwort durfte nichts von der Besorgnis verraten, die Brückmehl empfand. Und doch mußte er auf den Seelenzustand Scharnis eingehen, wenn er nicht bloßes Geschwätz hinschreiben wollte. Es würde nicht leicht sein, den richtigen Ton zu finden.

Brückmehl zwang sich, den Brief beiseite zu legen und die Aufmerksamkeit der übrigen Korrespondenz zuzuwenden, die auch erledigt werden wollte.

Kurze Zusammenfassung des Inhalts der Kapitel 12. (Bender gibt eine Vorstellung), 13. (Handelt von seßhaften Gästen und langsamer Erkenntnis), 14. (Die Mitternachtsmission), 15. (Saure Trauben) und 16. (Man schreibt hin und her).

Bender, der die Mitarbeiterstelle bei der ILPAP (International League for Purification of Art and Pleasure) bekommen hat, muß, um seinen Chef Leeds auch bei Reisen vertreten zu können, Autofahrstunden nehmen. Da er seiner Nerven nicht Herr wird, stehen ihm große Hemmnisse entgegen. Aber Leeds weiß, daß die Schwierigkeit nicht mangelnden Fähigkeiten, sondern einem geschwächten Selbstbewußtsein zuzuschreiben ist, und er läßt daher die Sache bewußt auf die Spitze treiben. Es kommt zu einer Krise, die dem Selbstbehauptungsdrang Benders zum Durchbruch verhilft. Zum Entsetzen des hilflos zurückbleibenden Fahrlehrers rast Bender mit dem Uebungswagen blindlings davon, um nach wenigen Augenblicken als sicherer Beherrscher des Fahrzeugs von neuem auf dem Platz zu erscheinen. Leeds, der diesen Ausgang

vorausgesehen hat, triumphiert. Bender fühlt sich moralisch auf die Beine gestellt und wird im Vertrauen auf die eigne Leistungsfähigkeit zum brauchbaren Menschen werden. Margrit Amschachen und Brückmehl, die Zeugen des Vorgangs gewesen sind, begeben sich zur alten Frau Pfarrer Brückmehl, die sie zum Nachtessen erwartet. Aber sie finden dort unerwarteten Besuch vor: Das betagte Ehepaar Mangeois aus Pompaples. Es gehört zu den ehrwürdigen Freundschaften des Hauses und ist um seiner Seßhaftigkeit willen berüchtigt. Unvorsichtigerweise verrät Frau Pfarrer Brückmehl etwas von Margrits Absicht, an einem Sommerferienkurs der Pompapler Akademie teilzunehmen. Da die Frau Pastor Mangeois eine Pension für junge Mädchen führt, liegt es nahe, daß Margrit ihrem Hause den Vorzug zu geben hat. Brückmehl, der lieber mit seiner Mutter und Margrit allein gewesen wäre, vergißt seinen Aerger über der langsam aufgehenden Erkenntnis, daß ihm Margrit sehr fehlen wird, und der daraus erfolgenden, ihn tief erschreckenden Entdeckung, daß seine Gefühle für Margrit nicht so brüderlich sind, wie er es bisher anzunehmen beliebte.

Kapitel 14 behandelt eine tragikomische Episode, in deren Folge Erna Schlüssi ihre beste Freundin und zugleich den innern Halt verliert. Der Mißerfolg eines wohlgemeinten Unternehmens bereitet eine Wendung ihres Schicksals vor, die in spätern Kapiteln beschrieben wird.

Kapitel 15 befaßt sich weiterhin mit den Gefühlen Brückmehls dem jungen Mädchen gegenüber. Nach qualvollen Ueberlegungen glaubt er sich zu einem Verzicht durchgerungen zu haben. Während Margrit für den Sommer nach Pompaples verreist, beschließt er seinerseits auch einmal Ferien zu machen und eine längere, anstrengende Bergwanderung anzutreten.

Kapitel 16 erzählt in Briefform von der Tätigkeit Leeds, Benders und der ILPAP in Pompaples. Desgleichen wird eine nähere Bekanntschaft mit der Familie Mangeois und dem Sohn des Hauses, dem jungen Pastor Guy Mangeois, vermittelt. Er bildet den hauptsächlichsten Anziehungspunkt für die Pension Mirabelle, in der Margrit untergebracht ist. Brückmehl, der Empfänger des Briefes, antwortet in wenig Worten, die eine eifersüchtige Besorgtheit um Margrit kundgeben. Leeds sucht ihn durch einen zweiten Brief zu beruhigen, aber wir vernehmen auf einer Postkarte, die Margrit an Frau Pfarrer Brückmehl abgehen läßt, daß sie sich die Erlaubnis durch ihren Vater vorbehalten, mit dem Gedanken trägt, ihre Schulbildung wenigstens für ein Jahr in Pompaples fortzusetzen.

17. KAPITEL

Fremder Mann in fremder Stadt

Graunebel der Frühe hingen an Wiesenborden und Waldrändern. Auch die Wagenfenster waren leicht angelaufen. Das Abteil war zwar dünner besetzt, als es am Abend zuvor geschienen hatte. Die auf Halbdunkel geschalteten Lampen brannten noch, aber der Tag floß wie verdünnte Milch von draußen herein, so daß sie immer gelber und bräunlicher schienen und alle Helle verloren. Die meisten Reisenden hielten sich noch in Schlafstellung und führten ein geschütteltes Dämmerdasein, denn der Zug raste wie losgelassen durch Bahnhofanlagen, über Weichen und Kurven der Dunstschicht entgegen, die fern über der breiten Talebene lag und den Bereich der großen Stadt anzeigte.

Ein Mann, der früher erwacht war als die andern, stand auf, langte seinen Koffer herunter und blieb dann, ohne dessen Griff loszulassen, stehen und starrte durch die halbverhauchten Fensterscheiben hinaus. Die Fahrgeschwindigkeit schien sich eher noch steigern zu wollen. Statt Wälder und Wiesen waren es jetzt Fabrikgelände und Hunderte von winzigen Arbeitergärten, die sich zu beiden Seiten des Bahndammes ausbreiteten. Himmel und Weite waren hier mit gleichmäßigem Nebel zugefüllt, er hing nicht mehr in Fetzen herum, sondern verteilte sich in eine schimmerige Feuchtigkeit, die alles Greifbare betaute. Der Mann am Wagenfenster zog den Mantel an und straffte die Baskenmütze über die Stirne. Das Gesicht bekam dadurch etwas Larvenhaftes. Es war nichts darin zu lesen, als die Beflissenheit, gleichgültig zu erscheinen. Der Blick war den im Fensterrahmen vorüberhastenden Dingen entgegengewendet.

Der Zug durchflitzte einen größeren Bahnhof, aus dessen Unterführungen eben eine dichte Menschenmenge zu den Bahnsteigen emporquoll. Der Mann sah auf seine Uhr und nickte vor sich hin. Kurz nachher verlangsamte der Zug seine bisherige Geschwindigkeit. Es gab nun keine offene Strecke mehr. Das Bahngebiet zog sich vielgeleisig wie ein starker Strom dahin. Das Ufergebiet war mit Schuppen und Lagerhäusern besäumt und hinter diesen dehnten sich in langen öden Fassadenreihen die Außenquartiere der Stadt. Das reibende Geräusch der gehemmten Räder kam plötzlich zum Schweigen. Bei gelösten Bremsen glitt der Zug in die alte Fahrgeschwindigkeit zurück. Kettenweise prasselte unbenützt bereitstehendes Wagenmaterial den Fensterreihen entlang. Einmal erfolgte ein kurzes scharfes Rattern und Knattern: Die Geschwindigkeit der sich kreuzenden Züge verdoppelte sich aneinander. Gleich darauf kam die kurze Nacht einer Unterführung und das polternde Ueberqueren eines ganzen Weichensystems. Nun ließ es sich allmählich verspüren, daß der Zug nur mehr vom Schwung seiner Schwerkraft getrieben, dahinrollte. In sorgsamer Abstufung zogen die Bremsen an und im Augenblick, da das berußte Glasdach der Einfahrthalle das Wageninnere verdunkelte, kamen die Räder mit einem zwingenden Ruck zum Stehen.

Der Mann faßte seinen Koffer und drängte sich in die Schlange der übrigen Reisenden, die durch den Mittelgang gegen die Plattform drängten. Aber er besann sich plötzlich, setzte sich auf eine Bank zurück und ließ alle andern zuerst aussteigen. Als letzter kam er den Bahnsteig hinuntergegangen. Vor seinem Näherkommen löste sich die letzte Gruppe der hinter den Geleiseköpfen den Ankommenden gespannt entgegensehenden und jemand aus ihnen erwartenden Leute. Er ging, ohne sich umzusehen, quer durch die Halle zu einem Schalter. Aber es war nicht die Handgepäckablage, sondern der Zugang zu einem Auskunftsbureau. Ein vorübergehender Beamter wies ihn an die entgegengesetzte Seite der Halle. Der Koffer war zum Glück nicht sehr schwer, obwohl er gewichtig aussah. Er bestand aus stark gebrauchtem, aber gerade dadurch glaubhaft als solid ausgewiesenem Lederwerk. Der Mann streichelte ihn zärtlich über den Deckel, bevor er das Gepäckstück dem Beamten übergab, der es mit einem unmutigen Ruck auf eins der Gestelle beförderte, das lange Reihen anvertrauten Guts enthielt.

Als der Mann am Buffet vorüberging, drückte eben jemand die Türe auf und ließ eine Wolke nicht unangenehmen Kaffeegeruchs herausquellen. Aber der Mann schien nichts zu merken. Er schritt nun, da er nichts zu tragen hatte, in rascherer Gangart dem Ausgang zu und dann quer über den Platz in die breite Hauptstraße hinein. Der tröpfelnde Nebel wirkte hier weniger bedrükkend, als es in den Vorstädten, vom Zug aus gesehen, der Fall gewesen war.

In einem Schaufenster waren Spiegel ausgestellt. Der Mann blieb stehen und zog sich die Krawatte zurecht. Aber als dies getan war, ging er noch nicht gleich weiter. Er schaute sich ungefähr so an, wie er erwarten mußte, von einem Hotel-Concierge angeschaut zu werden. Schlecht rasiert, Säcke unter den Augen — nun, nach einer Nachtreise war das zu begreifen. Solange die Kleider noch zusammenhielten, ging's. Sie waren von der gleichen soliden Machart wie sein Handkoffer. Freilich schienen sie auf behäbigere Körperfülle zugeschnitten zu sein, als sie bei ihrem Träger jetzt vorhanden war, denn sie schlotterten stellenweise etwas leer an ihm herunter. Die Blässe des Gesichtes paßte dazu, sie war nicht wettergehärtet und gleichsam eingegerbt, wie es manchmal bei Berglern der Fall ist, sondern wohl als Merkzeichen überstandenen Krankseins eingetragen.

Es schien, daß sich der Mann plötzlich schämte, von seinem Spiegelbild festgehalten zu werden, jedenfalls machte er eine unmutige Wendung und ging mit hochgezogenen Schultern weiter die Hauptstraße hinunter. Ein paarmal zögerte er, wenn Straßen einmündeten, aber er hielt sich immer wieder geradeaus. Erst als eine Gasse kam, die krumm und winklig von den stramm ausgerichteten Häuserblöcken der Hauptstraße in die durcheinander verlaufenden Gassen der dahinter verborgenen Altstadt führte, bog er ab, aber nach wenigen Schritten kehrte er wieder um und folgte von neuem der Hauptstraße. Am Eingang der nächsten Seitengasse blieb er nur einen Augenblick stehen und spähte hinein. Mit einem leichten Kopfschütteln nahm er wieder seine vorige Richtung auf. Aber bei der dritten Abzweigung schien er seines Weges sicher zu sein. Ohne zurückzublicken, bog er ein und lief auf dem Randstein des knappen Gehsteigs dahin, der ihn mit jäher, rechtwinkliger Wendung vor ein Kirchenportal führte. Die Schmalseite des Baus stand hochgerichtet und spitzgiebelig zwischen den eher breitgedrückten Häusern der Umgebung. Die steile Haltung verriet hohes Alter, wenngleich die Mauern mit der geometrischen Mörtelgotik des neunzehnten Jahrhunderts überpatzt waren. Auch die Türe mit den schmiedeisernen Beschlägen war viel zu stilecht, um bloß echt zu sein. Sie stammte aus dem gleichen Jahr wie die Luftdruckpumpe ihres automatischen Schließers.

Der Mann trat in einen halbdunkeln Vorraum, an dessen Holzwänden verschiedene kirchliche Bekanntmachungen angeschlagen waren. Eine Wallfahrt nach Lourdes und Limpias wurde angekündigt. Der Katechismus fand von nächster Woche an um eine halbe Stunde später statt. Ein katholisches Gesellenheim veranstaltete Fortbildungsabende. Ein bischöfliches Schreiben wandte sich gegen die immer mehr überhandnehmende Gewagtheit weiblicher Kleidung.

Im Innern der Kirche schwamm ein grünlichgraues Licht, das durch blaß gehaltene Glasmalereien filtriert war und alle tiefern Schatten aufschluckte, ohne selber hell zu geben. Wiederum war

es das hochgemute Aufstreben der Raumverhältnisse, was diesem Innern etwas von Echtheit verlieh. Aber was das gründliche kunsthistorische Wissen der letzten sechs Jahrzehnte hineingestellt, -gefügt und -gemalt hatte, ließ das Auge überhaupt nicht dazukommen, so weit zu sehen. Sogar das einzige Bildmal, das Reformation, Bildersturm, jahrhundertelange Entweihung der Kirche durch Benützung als Holz- und Fruchtmagazin und endlich die Restaurierung für den römisch-katholischen Gottesdienst überstanden hatte, der Schlußstein im Kreuzgewölbe einer Seitenkapelle, war durch einen schmutzigbraunen Oelfarbenanstrich so neutralisiert, daß sein Vorhandensein gleichsam geleugnet wurde. Die Altäre mit ihren falsch angebrachten Fialen und Wimpergen wirkten wie billige Laubsägearbeit, und die in ihren Nischen stehenden Heiligen sahen nach Papiermaché aus. Sogar die — wahrscheinlich echte — Vergoldung an ihren Maßwerken, Krabben und Kreuzblumen wollte nicht glaubhaft werden, die Vorstellung kam nicht von aufgestrichenem Bronzepulver los.

Der Mann tunkte zwei Finger ins Weihwasser und betupfte sich Stirn, Schultern und Brust damit. Es geschah mit einer gewissen Gehemmtheit. Dann beugte er das Knie gegen den Hochaltar und suchte einen Platz in den Bänken. Aber er sah immer auf den Boden und wagte kaum den Blick zu heben. Als er den Ort gewählt hatte, kniete er hin und barg die Stirne hinter den gefalteten Händen. So wollte er harren, bis die heilige Handlung begann.

Es war, der frühen Stunde entsprechend, die erste Messe, und in den Bänken knieten nur wenige Andächtige. Mit lautlosen Schritten ging der Messediener zwischen Sakristei und Hochaltar hin und her. Man sah nicht recht, was es eigentlich so viel vorzubereiten gab, jedoch gerade das verlieh seinem Tun jenen vorausahnen lassenden Reiz, wie ihn etwa das Stimmen eines Orchesters im Theater oder bei Beginn eines Konzerts ausübt.

Der Knieende war streng bemüht, weder an Theater noch an Konzerte zu denken. Und dabei trat ihm ein anderes Bild vor Augen, das er nicht zu verscheuchen brauchte, denn es stand zur kommenden heiligen Handlung wie ein einführendes Gleichnis: Er gedachte seiner Mutter und der wachsenden Rastlosigkeit, die sie befiel, wenn es galt, einen sehr geehrten Gast zu empfangen. Er erinnerte sich aller Einzelheiten ihres Verhaltens und besonders deutlich an das letzte Rücken und Zupfen am gedeckten Tisch, wenn es bereits an der Wohnungstür klingelte. Die Gastfreundlichkeit seines Elternhauses wirkte so auf seltsam verbindende Weise in die Gegenwart nach und öffnete ihm den Sinn dessen, was die Gastfreundschaft jenes erhöhten Tisches bot, auf dessen Gaben er und die paar andern Leute warteten, die mit ihm in den Bänken knieten. Er hob den Blick und sah sich um. Es war noch keine Neugier, aber doch ein Durchschmelzen der Gleichgültigkeit, die er diesen Menschen gegenüber bisher empfunden hatte. Es wollte ihm bewußt werden, daß er etwas mit ihnen gemein hatte und daß dies Gemeinsame in der Hoffnung bestand, die er mit ihnen zusammen auf ein übernatürliches Geschehen setzte, das sich hier vor aller Augen und doch unsichtbar vollziehen sollte. Aber bevor diese Hoffnung erfüllt werden konnte, hatte ein erstes Wunder vorauszugehen, das nicht im Bereich der Gemeinschaft, sondern nur von den innersten Kräften der eigenen Seele bewirkt werden dürfte. Ohne den Glauben an die lebendige Gegenwärtigkeit Jesu blieb auch die Opferhandlung am Altar eine vielleicht ehrwürdige, ästhetisch erhebende, aber hintergrundlose symbolische Formalität.

Der Mann verbarg sich von neuem hinter seiner Beterstellung. Er wußte nicht, daß er damit eben dem auswich, um was er beten wollte. Dem kurzen Aufdämmern eines Gemeinschaftsbewußtseins war eine jähe Ernüchterung gefolgt. Diese Menschen, die da mit ihm in den Bänken knieten, waren recht und gut, er hatte nichts gegen sie, aber er wußte auch nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Es wäre ihm sicher peinlich gewesen, wenn nur einer von ihnen näher zu ihm hingerückt wäre oder gar mit ihm zu reden angefangen hätte. Das Wunder des Glaubens, das er erwartete, konnte er nur für sich selber erflehen. So richtete sich sein totgesagter Hochmut arglistig auf und beschlich ihn, um die Erkenntnis zu unterschlagen, daß es nicht genügt, Jesum zu lieben, wie man etwas liebt, das einem als Besitztum zu eigen oder als solches wünschbar erscheint. Daß Jesus in allen denen geliebt werden will, die er selber liebt. Und daß man nur in dieser Gemeinschaft seiner teilhaft werden kann.

Inzwischen war der Priester aus der Sakristei getreten. Der Meßdiener hatte die Kerzen am Altar angezündet, und ihr Licht stand leise funkelnd in der grauen Gleichmäßigkeit der Tageshelle. Die heilige Handlung begann. Da sie stumm vollzogen wurde, wirkte das lautlose Hinundher vor den Altarstufen und die Atmung des Priesters am Tisch vorm Allerheiligsten doppelt geheimnisvoll. Der Mann konnte sich denken, daß die Umsitzenden von Kind auf gewöhnt waren, die Bedeutung jeder Wendung oder Verneigung zu erkennen und daran den Fortgang der Handlung zu ermessen. Er selber suchte, mühsam genug, anhand eines Meßbuches zu folgen, konnte es aber nicht vermeiden, daß er vom Höhepunkt der Feier jählings überrascht wurde. Seltsamerweise fühlte er sich trotzdem tiefer getroffen, als es sonst bisher der Fall gewesen war. Vielleicht hatte ihm sein guter Geist die Farben der Lesezeichen im Meßbuch verwirrt, damit er nicht Zeit finden sollte, seine Gedanken zu verkrampfen und so für die von der Opferhandlung ausströmende Gnade des Glaubens unempfindlich zu werden. Es galt immer den richtigen Mittelweg zwischen Verstehen und Fühlen einzuhalten ... aber es gab auch entscheidende, sehr entscheidende Augenblicke, wo alles auf ein einmaliges, vielleicht nie wiederkehrendes Auffunken im Gefühlsleben ankam, das als Leuchtfeuer und Richtungszeiger auch für die Kultursteppe der Wirklichkeit bestimmend blieb. Als er wieder in die Höhe blickte, fiel ihm ein Herz-Jesu-Bild in die Augen, das auf einem Seitenaltar stand. Es war die gewöhnliche Darstellung, eine Figur, wie sie in den Paramentenfabriken massenhaft hergestellt wird und als Kunstleistung eine Zuckerbäckerei schlimmster Sorte. Aber der Mann sah durch alles hindurch, denn er hatte sich durch eine lange Disziplin darauf eingeübt, vom Kunst- oder überhaupt ästhetischen Wert der kultgehörigen Dinge und Handlungen abzusehen. Er glaubte durch Erfahrung zu wissen, daß schöngeistige Entzückungen zu ernüchternden Rückschlägen führten, die den langsam, schrittweise errungenen Fortschritt vorm Antlitz der Tatsache Gottes jählings zunichte werden lassen konnten. In der Mezquita zu Cordoba hatte er gebetet und in der feierlichen Basilika von Paray le Monial. Auf den Spuren Huysmans war er in Chartres den Versuchungen der bloßen Augenfreude erlegen ... und wie kurz schien von da der Weg zurück zu jenen Sünden, die ihn an den Rand der Verdammnis geführt hatten! In Bourges, Aachen, Trier, in Straßburg, München, Wien und dann durch ganz Italien hinunter gab es überall Dome und Münster, von denen ein jeder und jedes seine Art hatte. Unter ihren Gewölben und in ihren Fenstern, auf ihren Altären und Simsen prangte tausenderlei Schönheit ... aber es hieß zuerst begreifen, daß hinter dieser Mannigfaltigkeit eine einzige und einheitliche Lehre stand. Die Gläubigkeit mußte als festerworbenes Gut im Bewußtsein haften, bevor man sich in Freudigkeit gehen ließ. In dieser Erkenntnis hatte der Mann begonnen, für seine Andachtsübung häßlichen Kirchen den Vorzug zu geben. Jenen Kirchen, deren Ausstattung aus billigen Warenhäusern zu stammen scheint und in denen das Auge eher abgeschreckt als bestochen wird. Auf solchem Hintergrund war es eher möglich, ein ungetrübtes Bild vom Fort- oder Rückschritt seines Folgenkönnens und der Verlebendigung im Glauben zu erhalten.

Aber heute glückte es dem Mann zum erstenmal, nicht nur durch die äußere Schicht der leidigen Sichtbarkeit hindurch zu einem Verständnis der Herz-Jesuverehrung zu gelangen, sondern auch Gefühle mitklingen zu lassen, die ungerufen und unerzwungen um das Symbol der grenzenlosen Liebe des Gottessohnes kreisten. Aus der verstandesgemäßen Annäherung war gefühlte Anteilnahme geworden ... wenigstens für kurze Augenblicke der freieren Erleuchtung, bis wieder Verkrampfung eintrat und das Gewollte die Offenbarung des Fühlens trübte. Es kam nicht so weit, daß ihm die volle Liebesglut entgegenschlug, daß er bereit gewesen wäre, sein eigenes Herz aufzureißen und es der Menschheit in stürmischer Hingabe entgegenbluten zu lassen ... ein Blick auf die in seiner Nähe Knieenden genügte, um alles aufzutrocknen, was die Epidermis seiner äußern Haltung durchtaut hatte. Doch war das kurze Erlebnis Reichtums genug für ihn, der nicht verwöhnt war und seinem Herzen jede Regung abkämpfen mußte, wenn sie ihm selber verlautbar werden und nicht in sich selbst verloren gehen sollte.

Fortsetzung folgt

St. Galler Stickerei

Gediegen, vornehm und schön — neben allen praktischen Vorzügen — das ist St. Galler Stickerei! Wer hätte die interessante Halle der Textilien an der «Landi» vergessen: Voll Staunen stand man vor diesen riesigen Stickereimaschinen, die selbst zu denken schienen, so genau und sinnvoll stachen die Nadeln ihre Stiche. Voile, Batist, Organdi, Tüll — ein Schaum von Spitzen, ein Meer von Weiß und Duft — Seidengewebe, Wollspitzen, Leinen. Ton auf Ton gestickt, zweifarbig oder bunt. Plattstichornamente, applizierte Blumen- oder Blättermotive, die immer wieder schöne Broderie anglaise. Wir finden unter der großen Auswahl solchen Reichtum entzückender Gewebe, um uns vom einen bis zum andern Morgen darein zu kleiden.

Stadtsommer oder Feriengedanken? ... Gleichviel! Um

die helle Jacke

kommen wir nicht herum. Sie dient uns von morgens bis spät abends in unzähligen Kombinationen: zum Chemisierkleid mit breitrandigem Strohhut, über das dunkle uni Nachmittagskleid, zu frohfarbigem plissiertem Jupe mit abgestimmtem Foulard. — Klassisch gearbeitete Jacke mit venezianischem Stickereimuster auf grobem, festem Leinen, ebenso vornehm wie elegant. Ueber dunkeln langen oder kurzen Jupe als Diner- oder Theaterensemble. Tissu auch zu verarbeiten als lange Tunique, im Rücken zu knöpfen.

Skizze: Aparte Jacke aus weißem Piqué. Besonders schön auf dunklem Kleid. Jacke aus pastell blau-grauer Honan-Seide. Dazu schwarzes Nachmittagskleid aus gleichem Material. Kleiner Seiden-Breton; Chiffonvoile mit Valenciennespitzchen.

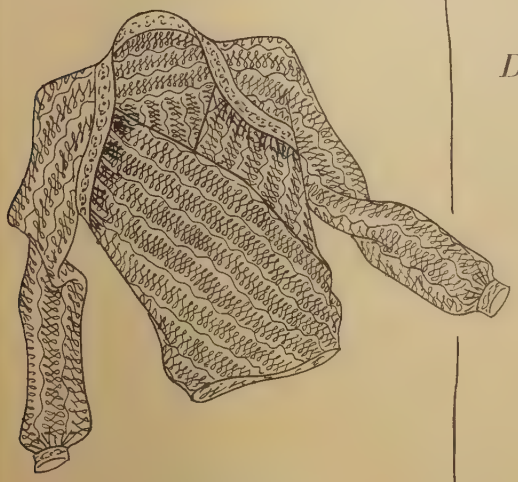
ENSEMBLE MOTZ-HAUSER
HUT FRANCIONI
HANDSCHUHE BÖHNY

SCHUHE BALLY
SOMMERMODELLE
MIT NEUARTIGER
SOHLENBEARBEITUNG

Auf einfach gemustertem Batist breiter, viereckiger Stickerei-Kragen, zugleich die Aermelchen bildend. Kleine Samtschleifchen.

Natürliche Enden des Tissus um Hals und Aermelchen ausgewertet. Batist oder Organdi.

Bluse, über dem Rock zu tragen. Vorderteil aus Plissés, die in der Taille festgehalten werden.

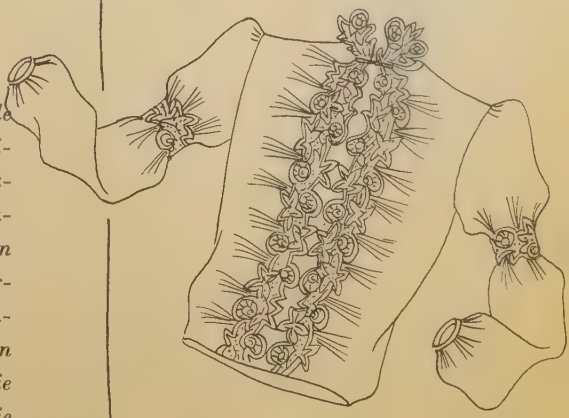


Schrägverarbeitung des Stoffes. Spitzenblende als Kragen und Manschetten.

Die Unentbehrlichen . . .

Blusen aus feinem Batist, Voile oder Tüll, bestickt oder mit einigen dieser wunderschönen Stikkerei-Garnituren versehen, tragen wir sowohl zum klassischen Tailleur als zu den Shantung-Kostümen, unter das Garten-Trägerkleid und zu den langen Flanellhosen oder den Shorts. Sie geben uns etwas Vornehmes, sie sprechen von Stil und Geschmack.

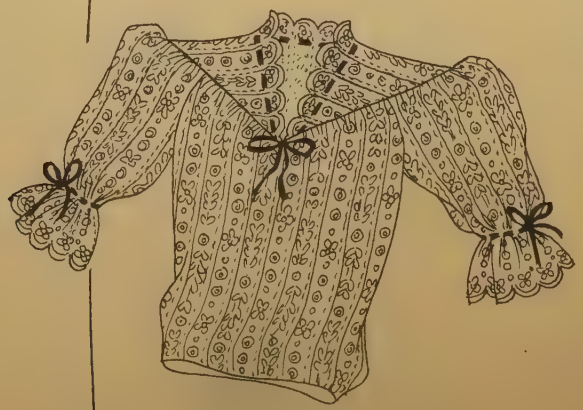
Modelle Herdeg und de Vries Zeichnungen de Vries



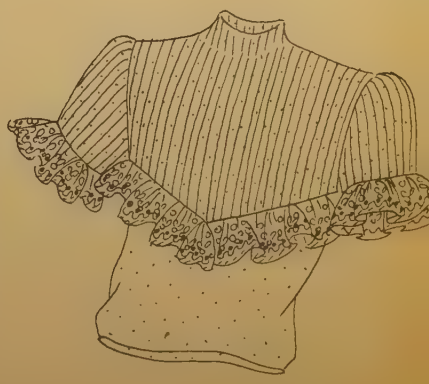
Uni Organdi mit Garnitur aus Stickerei. Kleine geraffte Fältchen geben Vorderteil und Aermeln die Weite.

ebenstehendes Bild: Abendkleid us St. Galler Organdi brodé und matter Seide. Weite, im geraden Fadenauf verarbeitete «Taschen» betonen ine Modetendenz, die Oberteil, Taille nd Hüften sehr eng hält und oberalb des Knies durch viel Stoffreichum Weite gibt. Hierzu eignen sich beonders die duftigen St. Galler Gewebe. Modellentwurf J. P. Junot, Genf.

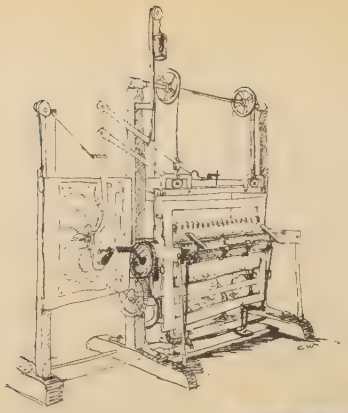
Stickereistoffe aus St. Gallen und von Grieder & Cie.
Schmuck Gübelin



Längs- und Querverarbeitung des Dessins, wobei die natürlichen festonierten Stoffenden als Hals- und Aermelabschluß verwendet werden. Durchzug von feinem dunklem Samtband.



Tiefes Koller und Aermel mit Biesen. Aparter Spitzenvolant.



Weit zurück in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts liegen die ersten Anfänge der Maschinenstickerei in St. Gallen, das heißt der maschinellen Bearbeitung der sogenannten «Stickböden» (Mousselines, Tüll, Batist etc.). Unvollkommene Modelle solcher Handmaschinen tauchten, vom Elsaß her, im St. Gallischen auf. Ankauf mit Exklusivrechten, Versuche, Wiederverkäufe, zum Teil nach Wien, Italien, Barcelona — und wenig Erfolg, bis gut zehn Jahre später dank zäher Ausdauer eines einzigen Fabrikantenhauses nach unzähligen Versuchen die Stickereimaschine langsam anfing, Fuß zu fassen und sich zu verbessern. Mißtrauen und Zurückhaltung bei Handstickern und bei europäischen Käufern wurden erst überwunden, als die amerikanischen Märkte weit sich öffneten und damit die ganze Maschinenstickerei — bedeutende Verbesserungen und Neuerfindungen an den Maschinen gingen nebenher — zu ungeahnter Blüte sich aufschwang. Europäische Käufer kamen, besonders aus Frankreich, und 1882 arbeiteten 20 000 Maschinen in Fabrik- und Heimarbeit mit einer Fieberhaftigkeit, der Uebersättigung folgen mußte. — Auf und ab: Kriege, Zollschwierigkeiten, Nachfrage, Modelaunen. Mächtige Steigerung bis vor den ersten Weltkrieg. Die ursprünglichen Handmaschinen wurden nach und nach durch die mechanischen Schifflimaschinen ersetzt und damit die Zahl der Stickereimaschinen überhaupt fortschreitend auf einen Bruchteil verringert. Auch 1939 liefen sie noch alle. Und heute? Trotz unterbundenem Export stehen sie noch in Betrieb, und neben einfacheren Geweben für hunderterlei Gebrauch entstehen wunderbare Tissus, wie deren eines auf nebenstehendem Bild von

MAISON TSCHANNEN, ZÜRICH,

zu einer stil- und wirkungsvollen Abendrobe verarbeitet wurde.

Für fünfzig Rappen

VON G. HESS

Es war zwischen zehn und elf Uhr vormittags, als es an die Schultüre klopfte. Wir Kinder waren alle froh und hofften, die komplizierte Divisionsrechnung nicht lösen zu müssen, die groß und drohend auf der Schiefertafel stand. Aber es kam anders. Der Lehrer öffnete die Türe und zog gleich darauf die Karline ins Zimmer. «So, bist du auch wieder einmal im Land? Da wollen wir sehen, wo noch ein Platz frei ist.» Es war plötzlich mäuschenstill im Zimmer. Jedes schien beschäftigt, und einige begannen sogar halblaut zu rechnen. Niemand wollte bei Karline sitzen. Sie war das Kind herumfahrender Leute, immer etwas schmutzig und vor allem sehr dumm. Was ist das schon, «Tochter des Karussellbesitzers Vögeli»? Einige guckten schielend zu ihr hinüber.

Dort stand sie, bleich und langweilig ... nur ihre Augen suchten. Wie ein Tierchen kam sie mir vor. Sie tat mir leid. «So, Kinder, rückt etwas zusammen. Irgendwo muß es ein Plätzchen geben. Vielleicht am besten bei zwei Mageren.»

Der Lehrer suchte die Bankreihen ab, übersprang dann allerdings diese und jene, denn er konnte die Karline doch nicht neben des Musikdirektors blondes Töchterlein oder gar neben Isabell, das stolze Aristokratenkind setzen. Wir spürten alle diesen unerquicklichen Moment. Es stand keine freie Bank in unserem Schulzimmer, und ausnahmsweise war wieder einmal niemand krank. Dies wäre auch wirklich um diese Jahreszeit völlig unnötig gewesen, denn man rechnete auf jeden schönen Tag für den großen Schulausflug.

Da fragte der Lehrer: «Wer möchte seinen Platz mit Karline teilen?» Im Raum war eine grausige Stille, bedrückende Schwüle. Jedes guckte auf das andere — und ich, ich sah nur die Karline. Sie sah sehr gleichgültig aus, so, als ginge sie die ganze Geschichte gar nichts an.

Mir war, als hätte sie mein eigenes Gesicht, das genau so aussehen mußte, wenn mir unrecht geschah. Unwillkürlich hob ich meine Hand hinauf in diesen erschreckend leeren Raum über unseren Köpfen. Da fühlte ich schmerzlich den Schuh von Marieli, meiner Nachbarin, gegen mein Schienbein treten. Alles kam so schnell. Das Flüstern und Kichern in der ganzen Klasse, erstaunte Augen und Marielis wütendes Gesicht. Ich raunte ihr schnell zu: «Nur wegen den Freibilletten» — wußte, daß ich log, doch meine Nachbarin begann sofort an die verschiedenen Möglichkeiten zu denken, die sich ergaben, wenn man im Besitze von Freibilletten war.

Karline setzte sich also zu uns. Wir rückten so eng wie möglich zusammen. Karline links, ich in der Mitte und Marieli rechts. Heimlich betrachtete ich meine neue Nachbarin, tastete sie sozusagen ab mit meinen Augen und war beinahe etwas enttäuscht, daß ich keine Läuse auf ihr herumspazieren sah.

«Anneli, wieviel macht das»? Ich schoß auf und wurde rot, fühlte es, sah rot und hatte keine Ahnung von der viel zu umständlichen Rechnung, die auf der Wandtafel stand. Vor mir fuchtelten wissende Hände durch die Luft. Doch der Lehrer erwartete ausgerechnet von mir die Lösung. Ich wurde unruhig, schämte mich, hatte Angst, schaute auf die Zahlen, auf meine Hände, die krampfhaft den Pultdeckel hielten — und wußte es nicht. Ich dachte auch nicht daran, wirklich zu rechnen. Es war ganz leer in meinem Kopf. Der Lehrer rief: «Eine halbe Stunde nachsitzen und rechnen. Setz dich!» Marieli fuchtelte auch mit ihrer Hand in der Luft — alle fuchtelten, nur Karline und ich wußten es nicht. Es war schrecklich.

Da fühlte ich auf einmal Karlines Hand, die nach der meinen suchte. Ich drückte sie heiß. Es war ein Schwur, den wir taten, obwohl wir uns nicht in die Augen zu schauen wagten. Ich schämte mich tief, weil es Verrat gewesen war, daß ich Marieli das von den Freibilletten gesagt hatte.

Als sich mittags die Bänke geleert und noch einige Bemerkungen zu mir herüber gezwitschert hatten, blieb ich allein zurück, an meinem Federhalter kauend und angestrengt rechnend.

Der Lehrer erschien punkt halb ein Uhr. Da lief ich, was die Beine konnten, heimzu.

Unweit von unserer Haustüre stand Karline. Sie schien auf mich gewartet zu haben. Sie gab mir die Hand und sagte: «Du warst gut zu mir, ich werde dir auch Freibillette geben.» Es würgte mich im Hals, ich nickte nur und lief dann ins Haus, als hätte ich Prügel bekommen.

Nach zwei Tagen, als die Chilbi wirklich begann, hatte sich auch mein schlechtes Gewissen etwas beruhigt. Da dachte man nur daran, wem man einen Botengang tun könnte, um da oder dort zu einem Batzen zu kommen. Wenn die Frau Meier oder Huber aus dem Küchenfenster rief: «Anneli, Anneli, hol mer g'schnäll es Brot», lief ich schon, bevor das Geld, in ein Papier gewickelt, aus dem Fenster flog. Auch vermißte ich wieder einmal schmerzlich meinen seligen Großtädi, der mir regelmäßig heimlich einen Füfzger zugesteckt hatte. War mein Besitz dann bis zu einem Fränkler angeschwollen, fühlte ich mich unermeßlich reich und wohlhabend. Allerdings begann dann jeweils die Rechnerei, wie das Vermögen am besten auf die drei Tage verteilt würde.

Meist brauchte ich am ersten gar nichts. Da war mir das Zuschauen schon ein Festgeschenk. Stundenlang konnte ich herumstehen in diesem bunten Treiben. Was war doch schon allein dieses Musikdurcheinander für ein Erlebnis! Mittendrin sein und zuhören, an ein Märchenbuch denken und wissen, daß man jetzt erfühlt, wie das ist, das Wort «Glück», das einem nie so recht zur Erkenntnis kam... Welch eine Ueberfülle an Geschehnissen! Die abgedämpften Schreie, die aus der Geisterbahn den Weg hinaussuchten. Die große Frau mit den reinen weißen Armen. Man konnte sie atmen hören. Menschen standen dichtgedrängt. Ein Mann schlug auf ein rundes goldglänzendes Blech und schrie eine endlose Geschichte von Heldentaten in die staunenden Gesichter. Seine Stimme zerbrach wie altes Geschirr, aber sie blieb und mengte sich unter die Orgelmusik, als gehörte sie dazu ... o Donna Clara ...

Nein, diese drei Tage hätte ich nie aus meinen Kindererinnerungen streichen mögen, wenn mich auch das Erlebnis mit Karline tief beschämte. Die Freibillette wollte ich nicht nehmen, aber sie zwang mich beinahe, sie zu behalten — und dann waren sie mein.

Der dritte und letzte Chilbitag war heiß. Die Sonne brannte einen jeden, der in ihrem Glühen seinen Weg suchte. Es gab nicht viele, die in die Schifflischaukel stiegen, und auch die stärksten Männer machten einen Rank um den «Lukas», damit sie nicht etwa aufgefordert wurden, ihre Kraft zu bestätigen. In der Bierhalle ging es umso lebhafter zu.

Ich wagte sogar einen Batzen für ein Vanillecornet. Der Glacestand war von vielen glustigen Mäulern umlagert... des Nachbars Hansli bettelte so lange, bis ich ihn auch einmal schlecken ließ.

So langsam begann ich meine Freibillette abzufahren. Marieli half mir tüchtig dabei. — Und wie es so ist, wenn man etwas merkt, die eine oder andere unserer Schulkameradinnen war plötzlich nett und liebenswürdig. Steiners Emmeli versprach mir sogar, meinen Aufsatz zu korrigieren. Doch zwei meiner Billette behielt ich im andern Sack meiner Schürze, ernstlich gewillt, diesen Genuß bis zum Schluß aufzubewahren.

Die Sonne war verschwunden. Es dämmerte. Meine Begleiterinnen verschwanden eine um die andere. Aber im Hippodrom war ich ja noch nicht gewesen. Es roch nach Pferdeschweiß und Mist, und etwas unerklärlich Aufregendes packte mich in dieser Schwüle. Es waren viele Menschen da, die lachten. Ich drängte mich so gut ich konnte nach vorn und sah, sah müde Pferde, schwere Tiere mit hängenden Köpfen. Sie trabten gleichmäßig hintereinander her in die ewige Runde. Manchmal knallte der Mann, der in der Mitte stand, mit seiner Peitsche. Das Lachen wurde lauter, die Pferde liefen schneller. Das Lachen brach heraus, laut und ungestüm. Ich schaute zu und da, da lachte ich auch. Es war eine Frau auf einem Pferd mit einem riesig großen Hut, mit einer glänzenden weißen Bluse, mit einem ganz kurzen Rock. Aber das Pferd trabte, und der Hut wippte. Sie hielt den Hut mit einer Hand, mit der andern hielt sie oben die Bluse zusammen. Manchmal ließ sie die Bluse los und zog unten wieder den Rock über die Knie. Ach, und da hüpfte alles an ihr. Die Bluse war viel zu tief ausgeschnitten. Dort oben muß sie doch halten, dachte ich. Da war schon der Rock wieder über den Knien. Man sah, wie es blitzte. Ach, und der Hut. Die Menschen brüllten vor Vergnügen, und der Mann in der Mitte trieb die Pferde an und ließ die Peitsche knallen. Aber die Frau, die Frau, die so viel Fleisch an sich hatte, die Frau schwitzte, alles war verrutscht an ihr. Sie mühte sich und konnte doch nichts halten. Alles hüpfte an ihr. So viel lachen gibt es gar nicht. Ich lachte auch, wußte nicht so recht warum und verließ dann das Hippodrom wieder.

Draußen war Nacht. Wieso? Einfach dunkel geworden ... und ich hatte doch noch zwei Freibillette und zwei Batzen. Hin und her überlegte ich, wie die zwei Batzen am besten verwendet würden. Viele Leute waren nach Hause gegangen. Sie werden wieder kommen, denn es ist der letzte Tag und ein kühler, erfrischender Abend. Ich dachte nicht an Hunger und nicht an Heimgehen. Es war wunderschön, viel schöner als am Tag. Hunderte von kleinen farbigen Lampen hingen wie Perlen aneinandergereiht um die Karussells und Schaubuden. Im Halbdunkel standen die Wohnwagen, und durch die kleinen weißen Vorhänge sah man Schatten, die sich hin und her bewegten. Ich wünschte auf einmal, dort leben zu dürfen, auch so zu sein, so ungebunden und wild. Herumfahren zu können und mitten auf einem Feld oder in einem Wald ein Zuhause zu haben. Ein fahrendes Heim, einmal Sonne, einmal Regen. Wie traumverloren strich ich umher. Ich lebte darin, war nicht mehr das Anneli, war etwas, das ich nie gewußt, war Fremde, Neue, Wünschende, vor der sich eine Wunderwelt aufgetan.

Auf einmal begann mein Herz wie rasend zu klopfen, und eine kalte Angst kroch in mir hoch. Eine maßlose Angst, der ich nicht mehr entfliehen konnte. Sie kam auf mich zu in Gestalt meines Vaters, groß und drohend. Da wußte ich plötzlich alles. Ich stand wie gelähmt, und er war vor mir, ruhig und mit einer Sicherheit, die mich entsetzte. «Wann hast du nach Hause zu kommen?» Meine Stimme zitterte. «Wenn es sechs Uhr läutet und die Dämmerung beginnt.» «Und wie spät ist es jetzt?» Ich schwieg. Er sagte: «Es ist Nacht, alle Kinder schlafen. Ich will nicht Vater eines Gassenmädchens sein. Da hast du fünfzig Rappen, schlafe, wo du willst, aber komme mir nicht mehr ins Haus.» Darauf drehte er sich um und ging. Ich stand und starrte, sah seine Gestalt langsam verschwinden und konnte es nicht fassen. In meinem Kopf drehte sich alles. Ich überlegte blitzschnell. Marieli? Dort ist kein Plätzchen mehr frei in der winzigen Wohnung. Trudi? Hat eine sehr strenge Mutter. Bethli? Ja, bei Bethli, aber die sind sicher schon alle schlafen gegangen. Ein Schreck fiel in mich, denn ich fühlte mehr als daß ich es wußte, daß ich nirgends unterkommen konnte. Krampfhaft hielt ich den halben Franken in meiner klebrigen kleinen Hand. Dann begann ich zu rennen. Lief, lief, — dort, weit vorn, ging mein Vater heimzu. Lieber Gott, laß ihn langsamer gehen, bitte, bitte, hilf mir, nie wieder will ich ... meine Füße schienen mir schwer wie Blei. Mein Atem hetzte. Wenige Schritte trennten mich noch von ihm. Ich rief laut schluchzend. Er drehte sich nicht. Dann hielt ich ihn am Aermel und bat: «Vater, Vater»... Er schüttelte mich ab wie etwas, das ihm lästig war. «Geh, du bist ein Straßenkind.» Ich weinte laut und verzweifelt. «Geh, wo du hingehörst.» Da blieb ich stehen und wagte nicht einen Schritt mehr zu tun. Er schloß die Haustüre auf und schloß sie hinter sich wieder zu. Ich stand allein auf der großen Straße. Vor mir die verschlossene Türe, hinter mir die Nacht, dunkel und schwer. In alles hinein fielen die Orgeltöne und Glockenzeichen, die auf und abschwellten, wie der Wind sie herübertrug vom Chilbiplatz. Langsam schritt ich zurück und überdachte noch einmal mein ganzes Unglück. Der Wunsch, in einem fahrenden Wagen leben zu können, war verschwunden, als hätte ich ihn nie gedacht. Karline hatte mir auch erzählt, daß sie mit ihren vier Geschwistern in einem kleinen Anhängewagen schlafe. Daß sie manchmal mitten in der Nacht erwache, durch das kleine Fenster hinausstarre und sich wünsche, so ein Kind wie die andern zu sein.

Das Geld in meiner Hand war heiß geworden, und in der Tasche zerknüllte ich die beiden letzten Freibillette. Es war mir unheimlich zumute in dieser Finsternis. Die Angst, jemandem zu begegnen, der mich kennen könnte, wuchs in mir, denn dann müßte ich erzählen, was geschehen war. Es tat mir alles weh, im Kopf, überall und so unendlich müde war ich.

Wieder lief ich auf das Haus zu. Alles dunkel und still. Meine Tränen tropften nicht mehr. Es war ein leises Wimmern, das mich von Zeit zu Zeit durch und durch rüttelte. Vorsichtig setzte ich mich auf das Scharreisen, guckte ab und zu durch das Schlüsselloch und probierte immer und immer wieder an der Türfalle, hoffend, daß sie nachgeben könnte. Vergeblich. Es wurde immer kühler. Ich zitterte vor Angst und Müdigkeit. Da nahm ich all meinen Mut zusammen und läutete einmal ganz kurz an unserer Glocke. Mit angehaltenem Atem horchte ich in die Stille. Endlich hörte ich jemanden die Treppe heruntersteigen. Ein Schlüssel drehte sich leise im Schloß. Die Türe öffnete sich langsam und knarrend. Meine Mutter stand im Nachtgewand vor mir: «Mach schnell und leise, damit dich niemand hört. Der Hunger wird dir vergangen sein, und paß auf, daß Vater dich nicht entdeckt.» Ich hätte ihr um den Hals fallen mögen vor Glück und Seligkeit.

Vor dem Einschlafen dachte ich noch schnell einmal, daß ich wenigstens bei all dem Elend zu einem halben Franken gekommen war.

DREI GEDICHTE VON MAX PULVER

ZEIT

Es ist die Not
Ins Land gerückt.
Was Liebe bot,
Zerspellt, zerstückt.
Es ist nicht warm,
Das Eis liegt lang.
Kein Herz, kein Arm —
Nur Untergang.
Kein Trost im Licht,
Kein Licht im Trost,
Du selbst lebst nicht:
Es wird gelost,
Um alles geht's.
Und auch um Dich.
Im Dunkeln steht's.
Wie wehr' ich mich?
Der Trumpf ist Schmutz,
Der Schmutz ist Trumpf,
Nur Eigennutz,
Nur Gier und Sumpf.
Nicht heute gilt.
Das Morgen sei!
Du bist gewillt:
So mach Dich frei.

MARSCH

Du darfst die Last nicht zählen.
Darfst nicht die Stunden wählen.
Ist Sinn in diesem Zwist?
Du weißt es nicht, Du bist.
So hat man Dich geboren,
So in die Welt verloren,
Du dienst ihr ungefragt
Und bist doch — und das plagt.
Zum Werden braucht es Zeiten,
Doch Du mußt vorwärts schreiten.
Du stehst im fremden Zwist —
Und spürst doch, daß Du bist.
Es will ein Weg Dir ahnen,
Doch Du gehst unter Fahnen
Mit Klang und Kriegsgeschrei
Und träumst Dich selbst und frei.
Der Mensch muß zweimal sterben,
Will er sich selbst erwerben.
Man brachte Dich ans Licht.
Du sahst Dich selber nicht.
Du ward'st herumgetrieben,
Du sahst den Wahn zerstieben.
Jetzt stehst Du vor der Furt.
Dein Selbst ist die Geburt.
Du darfst sie Dir nicht schenken
Und feig zur Menge schwenken.
Der eigne Weg ist bang.
Doch hier ist Uebergang.

VORSPRUCH

Vom Draußen bist Du ganz umstellt.
Wohin Du weichst, ist Unterwelt.
Ist kein Gesetz, das unverbogen,
Da ist kein Wort, das nicht gelogen.
Kein Richtungsweiser blieb Dir heil.
Ist alles feil am Narrenseil.
Wohin Du tastest — schmatzt Morast.
Und jede Stunde ist verpaßt.
Die Zeit ist faul und brakig lahm,
Die sonst als klarer Strom Dich nahm.
Nach Wundern hungrig — ohne Götter —
Manscht sie aus Stümpern sich Erretter.
Ein Glaubensdurst von Glauben leer
Lockt dröhnende Betrüger her.
Wo ist der Mensch — wo ist die Welt,
Die nicht in Splittern aufgespellt?
Die wächst und blüht und treibt und reift
Und welkend ihren Sinn begreift?

Bücher geben zu denken

BEIM RHEINISCHEN HAUSFREUND

Ich denke bisweilen, wie schön es die Menschen haben, die nicht so viele Bücher lesen müssen wie unsereiner, und male mir aus, wie genießerisch sie ihre Lektüre gestalten mögen: einmal greifen sie zu diesem, einmal zu jenem Buch der Gegenwart, um an den Strömungen der Zeit den notwendigen Anteil zu nehmen; dann immer wieder zurück zu einem alten, guten Meister, bei dem sie sich wohl auskennen und der ihrem inneren Leben die Richte gibt. Aber ich weiß nicht, ob solche Menschen noch vorkommen, ich kenne wenigstens nur welche, die zu wenig, und welche, die zu viel lesen, als daß man bei ihnen von einer Lesekultur reden könnte.

Unsereinen, der berufshalber eigentlich andauernd zu lesen gehalten ist und Kenntnis von allen wichtigeren Erscheinungen des Büchermarktes zu nehmen hat, ergreift nach Absolvierung einiger Dutzend Neuerscheinungen eine fast unbezwingliche Sehnsucht, sich wieder einmal in einem alten Buche gemächlich zu ergehen — so mochte, in besseren Zeiten, ein Autofahrer beim raschen Durchmessen einer fremden Landschaft wohl denken, wie schön es jetzt wäre, in der alten Heimat einen beschaulichen Gang zu tun. Es gelingt nicht immer, diese Sehnsucht zu erfüllen, und nicht jeder alte Meister hat die Kraft, uns ohne viel innere Vorbereitung zu sich heranzuziehen. Aber einer, ein lieber und einfacher Mann, hat sie: Johann Peter Hebel, der rheinische Hausfreund.

Warum wohl ist man bei ihm so bald wieder zuhause? Vielleicht macht es der Umstand, daß seine Gedichte und Erzählungen dereinst die Schulbücher erfüllt haben, daß sie einem damit früh schon als Boten der Dichtung entgegentraten und den Zugang zum Herzen fanden, daß man sie wieder und wieder lesen hörte und auswendig lernte. Und ihr Geheimnis: sie wurden nicht langweilig, sie bewiesen eine Unverwüstlichkeit ohnegleichen — auch im ledernsten Schulbetrieb behielten sie etwas von ihrem Glanz, etwas vom Wunder, das im Grunde aller echten Poesie verborgen ruht. Gottlob: keines dieser Gedichte, keine dieser Anekdoten konnte ganz zu Ende erklärt werden.

Wenn man Johann Peter Hebels poetische Werke durchgeht, z. B. in der Ausgabe, die Emil Strauß für den Tempel-Verlag in Leipzig besorgt hat (die Alemannischen Gedichte allein sind in einer schmucken Ausgabe des Rotapfel-Verlages, Erlenbach-Zürich, mit Zeichnungen von Rudolf Dürrwang aufgelegt worden), so gewahrt man allerdings, daß diese Schöpfungen zum größten Teil sich nicht an Kinder wenden, wennschon es unbestreitbar richtig ist, was Wilhelm Altwegg in seiner prachtvollen Würdigung des Dichters (Verlag Huber & Co., Frauenfeld) von den Alemannischen Gedichten sagt: Nach Stoff und Aufbau, in Bild und Lehre sind sie das aus der Erinnerung wieder auferstandene, mit überwältigender Beglückung als Wert erkannte und mit der reifen Kunst des Meisters gestaltete Hebelsche Jugendland.

Aber sie leben in und an der Natur, sind bodennah, und ein Mensch, dem das Besondere des natürlichen Lebens etwas bedeutet, gibt darin erfüllt Kunde von seinem Erlebnis, und da er zugleich ein religiös-sittlich tief verwurzelter Mensch ist und ursprünglich in seinem Volkstum lebt, so redet aus seinen Gedichten auch der Drang zu einer einfachen,

Zeichnung von Ludwig Richter aus Hebels Alemannischen Gedichten

klaren und verantwortungsbewußten Lebensgestaltung. Das Naturnahe und das Volkstümliche: das Einfache, das war es wohl zunächst, was ihm die Herzen der Jugend erschloß, und das andere, das sie ja nicht ohne weiteres sucht, ließ ihn den Augen der älteren Generation als erzieherisch bedeutend erscheinen. Und das war er auch, da er, auch wo er lehrhaft wurde, ein ganzer, echter Mann blieb, ohne Floskeln, ohne Mache. So blieben seine Räte haften:

Und wenn de amme Chrüzweg stahsch
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still und frog di Gwisse zerscht,
's cha Dütsch, gottlob, und folg sim Rot!

Warum ist das vorbei und treten Hebels Gedichte in den Schulbüchern eher zurück? Vielleicht sind sie den Bearbeitern dieser Bücher als etwas abgestanden erschienen, weil sie so lange zum eisernen Bestande gehört hatten, vielleicht wollte man der Gegenwart ihr Recht widerfahren lassen und verfiel dabei häufig — denn es ist schwer, im Neuen die dauernden Werte zu erkennen — auf Stücke, deren hauptsächlichster Vorzug darin bestand, daß sie neu waren. Es muß wieder anders kommen. Hebel gehört zum ewigen Vorrat unserer Poesie, und seine Gedichte haben auch heute ihren zarten und tiefen Glanz noch nicht verloren. Sehen wir zu, daß sie wieder ins Leben unserer Kinder treten!

Für seine schriftdeutschen Erzählungen aus dem Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes gilt etwas Aehnliches. Auch sie waren zunächst nicht für Kinder geschrieben, noch weniger als die Alemannischen Gedichte. Aber sie hatten ihren unvergleichlich volkstümlichen Ton, entsprachen in ihrer Knappheit der kindlichen Fassungskraft und warfen — Kalendergeschichten, die sie ja ursprünglich waren — Lichter über die geheimnisvolle Welt und die nie ganz zu enträtselnden Menschen. Und einzelne von ihnen wegen besonders schwer, da sie dem Schicksal einfacher Menschen den Glanz der Größe verliehen — kann nicht im schlichtesten Leben sich etwas Bedeutendes offenbaren? Sah man es nicht im «Unverhofften Wiedersehen», in der Erzählung von der «Guten Mutter» oder im unvergleichlichen «Kannitverstan»?

Diese und manche andere der Erzählungen aus dem Schatzkästlein wiegen auch heute noch schwer. Wohl schauen wir nicht mehr auf sie wie die Zeitgenossen, die sie als Zeugnisse ihrer eigenen Epoche entgegennahmen — in wie vielem hat sich unser Leben seither verändert! Aber das Menschliche, durch das diese Erzählungen bedeutend wurden, bleibt bestehen, Strolche bleiben Strolche, ob sie auf einem gestohlenen Auto oder mit dem Pferd des Brassenheimer Müllers ihrer Wege ziehen, und ein Ehrenmann wird ein Ehrenmann bleiben, ob er so oder so gewandet ist. Nur: der Blick in die Vergangenheit, den wir bei der Lektüre des Schatzkästleins tun, verleiht dem Ganzen heute noch einen besonderen Reiz.

Bestehen bleibt auch die Meisterschaft der Sprache. Ich habe einmal im Seminar eines berühmten Professors ihre stilistischen Finessen ausbeinen helfen müssen und weiß nur noch, daß dabei erstaunlich wenig herausgeschaut hat, wodurch mir diese Sprache noch eindrucksvoller wurde. Es ist ein Geheimnis in ihr, das nie ganz faßbar sein wird, das Geheimnis eines außerordentlichen Menschen. Hugo Marti, der doch auch etwas von der Kunst der sprachlichen Gestaltung verstand, nennt Hebels Schatzkästlein einmal kurzweg «die beste deutsche Prosa».

Sollte ein gelegentliches Verweilen bei Johann Peter Hebels poetischen Werken sich nicht lohnen? Ich mag sonst den Ausdruck nicht recht, aber hier dürfte er doch am Platze sein: es ist, als tränke man aus einem Urbrunnen der deutschen Sprache. Man wird zugleich erquickt von der unmittelbaren Herzlichkeit seiner Gesinnung und beruhigt durch die Einfachheit und Gesetztheit seiner naturnahen Welt. Er hat die Kraft, uns ohne viel Vorbereitung zu sich heranzuziehen, er erfüllt eine Sehnsucht, die wohl in uns allen schlummert. Wäre er uns verlorengegangen, wir müßten ihn zurückgewinnen. Bt.

50 Jahre Transsibirienbahn

Am 19. Mai 1891 wurde der erste Spatenstich zum Bau der transsibirischen Bahn getan, jenes 7500 Kilometer langen, breitspurigen Schienenstranges, der Europa mit dem Fernen Osten verbindet. 1917 wurde die zuletzt fertiggestellte Teilstrecke dem Betriebe übergeben, jedoch bestand schon vor dem Kriege 1914-18 eine direkte Verbindung von Europa nach dem Großen Ozean, indem die transsibirische Bahn Anschluß an die ostchinesische Bahn fand. Das waren andere Zeiten als heute. Von Lissabon konnte man damals in 19 Tagen nach Wladiwostok reisen. Nur dreimal: in Irun, an der spanisch-französischen Grenze, in Eidtkuhnen, an der deutsch-russischen Grenze und in Mandschuria, an der russisch-chinesischen Grenze, mußte man umsteigen. Heute gibt es so was nicht mehr. Schlimmer noch als im letzten Krieg sind die Verbindungen gestört. Bild: Chinesische Aufständische verüben einen Anschlag auf einen russischen Militärzug während des Russisch-Japanischen Krieges.

Der große Brand von London 1866

«Es war um vier Uhr in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, am 2. September 1866, als dieses Feuer ausbrach in einem Bäckerladen mitten in der City, auf demselben Fleck, wo heute, zur Erinnerung daran, das weltbekannte Monument mit der Feuerkugel steht. Vier Tage lang rasten die Flammen durch die wehrlose Stadt ... Straße nach Straße ward in das Flammenmeer gezogen. Am Sonntag fiel die Börse, und weit umher war alles eine rauchende Trümmerstätte. Am Montag standen 10000 Häuser teils in Flammen, teils in glimmender Asche, am Dienstag griffen die Feuerströme Londons herrlichstes Gebäude, den St.-Pauls-Dom, an und legten ihn in Trümmer. Am Mittwoch schlug der Wind um und zur rechten Stunde gab der Herzog von York, der Bruder König Karls II. — welche beide, wie sie während dieser Schreckenstage immer im Feuer gewesen, auch auf unserm Bilde zu sehen sind — den Befehl, alle Häuser, welche noch westlich bis zum Tempel und ostwärts bis zum Tower standen, zu sprengen. 13200 Häuser, 89 Kirchen und für 70 Millionen Taler Sachwerte waren ein Raub der Flammen geworden.» Bild und Text aus der Berliner illustrierten Damenzeitung «Der Bazar» vom 23. März 1867.

GILBERTE DE

Anmerkungen zu einem Schweizer Film, von einem Kanonier

Es läuft zurzeit, wie man weiß, ein Film von der Gilberte, dem lieben Mädchen, das unsern Soldaten vor fünfundzwanzig Jahren den heißen Tee gebracht hat und dafür noch heute von uns besungen wird. Und dafür auch noch in den Film einging, in Ermangelung eines andern Stoffes. Nur eins, was uns wirklich bewegt, zeigt dieser Schweizer Film, allerdings ohne daß es seine Absicht war, er zeigt, daß man einen ganzen Weltkrieg zurücksein kann. Vielleicht ist es das, warum uns dieser Film, der ein lustiger sein möchte und dem Ernst aus dem Wege huscht, einen beklemmenden Eindruck hinterläßt. Es sind nicht seine künstlerischen Mängel. Es gibt viele schwache Filme, auch schweizerische, und warum sollte man gerade diesen an den Pranger holen und tun, als wär's ein Ereignis? Wenn man zwei Bilder betrachtet, eins aus dem brennenden London und eins aus diesem Schweizer Film, der ja in seiner ganzen Anlage die offene Erinnerung an den Krieg nicht scheut, zwei Bilder, die zur gleichen Zeit entstanden sind, so brauchte es wohl keinen Schreiber, der noch erklärt, was das Beschämende daran ist.

Es gibt drei Länder in Europa, die der Krieg noch nicht ergriffen hat. Eines davon sind wir. Und man fragt sich nun, was in diesen Ländern geschieht, während die andern im Feuer stehen oder standen. Was aus diesem Frieden, der allen andern versagt ist, geschaffen und erzeugt wird. Zum Beispiel ein solcher Film. Das ist es, was wir auszudrücken haben? Wir wollen das peinliche Beispiel, das dieser Film gibt, nicht übertreiben. Wir vergessen nicht, daß auch ein großes Anbauwerk im Gange ist. Wir wollen ebensowenig das Peinliche eines solchen Filmes verschweigen, weil ihn die Nationalspende unterschrieben hat und sich fast die gesamte Schweizer Presse ein höfliches Pflichtlob auferlegte. Wahren wir getrost die freie Meinung wenigstens da, wo sie noch möglich und einzig nötig ist, nämlich da, wo es nicht um Sünden unsrer Nachbarn, sondern um die eigenen geht. Es liegt für uns, die wir außerhalb des Weltkampfes stehen, dessen zerstörerischen Wahnsinn man hierzulande nicht genug verachten kann, eine große Verpflichtung auf allem, was wir jetzt schaffen, auch auf dem Kleinen und Bescheidenen, das dem einzelnen möglich ist. Nicht Jammer und niedergeschlagener Ernst ist die Forderung des Tages, aber Würde, mindestens der Wille zur Würde, zum Aeußersten an Wahrhaftigkeit.

Das fehlt diesem Schweizer Film. Wahrhaftig sind die vier Geschütze, die wir aus eigenhändiger Bedienung kennen. Was darüber hinausgeht, kommt gegen zweihundert oder vierhundert Dienstage, die die meisten heute hinter sich haben, nicht auf. Wollust an seiner eignen Leutseligkeit, das macht auch bei uns noch keinen Offizier. Es ist übrigens die übelste Art von Dünkel, die man dem einfachen Soldaten entgegenbringen kann oder dem, was man für den einfachen Soldaten hält. Eine Gruppe von Gemütsmenschen, von einem unverantwortlichen Zeughaus eingekleidet, sind auch nach schweizerischem Begriff noch keine Soldaten. Weder heute noch damals! Es sollte wieder ein menschlicher Film sein, so, wie sich etliche unsrer Landsleute das Menschliche vorstellen: Es geht ihnen nichts über den Soldaten, der heimlich sein Roß streichelt und ihm gute Weihnacht wünscht! Haben wir schon, in der Tat, einen rudimentären Sinn für alle geschichtliche Bewegung und Entscheidung, so wollen wir doch nicht aus einem ernsten Mangel, der wie jeder Mangel seine möglichen Vorzüge hat, eine niedliche Tugend machen. Wir sind ein kleines Volk, aber nicht ein Volk der kleinen Leute.

Was wir dem Film vorwerfen, ist das, daß er in diesem Jahr entstehen konnte . . . Wie schwer und groß die Aufgabe wäre, dem Erlebnis unsrer Gegenwart nachzugehen, zum Beispiel dem Erlebnis unsrer Soldaten, weiß der Schreibende genau, da er seinerzeit, als die Anfrage an ihn kam, selber keinen überzeugenden Filmstoff fand. Man hat also durchaus seinen persönlichen angemessenen Anteil am ganzen Versagen, und das soll nicht geleugnet sein. Dieses eigne Versagen zwingt uns aber noch nicht zum Glauben, daß darum überhaupt niemand im ganzen Land eine starke Idee hatte. Gesetzt den Fall, daß es wirklich an der Idee und nicht am Mut fehlte, warum nicht irgendein Spielfilm, ganz abseits vom Erlebnis unsrer Zeit: wenn wir schon nicht die Kraft haben, dieses Erlebnis ernstlich anzupacken? Aber nicht einmal dazu die Kraft, nicht einmal zum sauberen Verzicht. Man zieht sich in den letzten Weltkrieg zurück. Was an sich nichts Schlimmes wäre. Kleist, der Dichter, rang mit seiner Zeit, indem er die Hermannschlacht dichtete. Aber man zog sich auch noch hinter den letzten Weltkrieg zurück: in die Idylle. Hinter jeden Ernst schlechthin. Aber Soldatenröcke mußten es bleiben. Warum denn? Weil man eben doch, bei aller Heidenangst vor dem Ernst einer Gesinnung und einem künstlerischen Wagnis, möglichst nahe am Krieg bleiben wollte: weil man sich dort das beste Geschäft verspricht. — Das zur Frage der Würde.

Ein Gefühl, man müßte den ernsten Hintergrund wenigstens andeuten, um die Posse mit besserem Gewissen weitertreiben zu können, war offensichtlich vorhanden und nicht zu unterdrücken. Man machte es diesmal, da der bessere Einfall bereits im «Wipf» verbraucht war, mit einem Verwundetenzug. Man sieht den Schweizer als barmherzigen Samariter, und es ist nicht schwer zu sagen, warum uns gerade diese Szenen, die dem Ernst gewidmet waren, am meisten abstießen. Es handelt sich um eine Erscheinung, die nun freilich über diesen Film hinausgeht. Nichts gegen die Barmherzigkeit; aber alles gegen den Barmherzigen, der sein Daseinsrecht aus den Wunden der andern bezieht! Passen wir auf. Es ist die alte Jungfer, die an ihrer Lebensaufgabe und Lebensleere verzweifelt; am Ende pflegt man den andern nicht aus Erschütterung, sondern damit die Welt sehe, wie nützlich man ist, und damit man selber daran glaubt: man wird Pfleger, damit man nicht Verwundeter sein muß . . . Ist das so groß, so erhaben über den Eigenschaften des Kriegers, auch in seiner nicht überschätzten Form? Was uns noch immer not tut, ist die Bescheidenheit, die Spitteler schon im letzten Weltkrieg empfahl, freilich nicht diese, deren wir uns rühmen, nicht die verfilmte, in Reden bewunderte, ins Knopfloch gesteckte — sondern jene, die auch auf das Bescheidensein-Müssen nicht mehr eitel ist.

Halten wir mehr Strenge! Nicht aus gehässiger Bosheit nach innen, wie es bei Völkern ohne Außenpolitik gelegentlich vorkommt, sondern aus Glauben, daß wir das Sauberere können, können müssen, wenn wir auf irgendeine Weise bestehen wollen. Und das wollen wir doch. Es ist noch kein Grund zur Verzweiflung, wennschon dieser Film nicht der einzige Schnitzer ist. Zur gleichen Zeit, da der Film läuft, gab es verschiedene Ausstellungen in unseren Städten: man sehe sich die lebendige Fülle unsrer schweizerischen Malerei und Bildhauerei der Gegenwart an! Wenn wir auch nicht überall zu solcher echter Leistung kommen, eines können und müssen wir doch überall: uns die Stümperei versagen, die Mache. Es ist einfach keine Zeit dafür: man kitschelt und geschäftelt nicht neben Sterbebetten.

Max Frisch

COURGENAY

Anmerkungen zu einem Schweizer Film, von einem Filmfreund

Wenn «Gilberte de Courgenay» ein flüchtig gemachter, grobschlächtiger, stümperhaft gebastelter Film wäre, würde es sich für den aufmerksamen Filmbetrachter kaum lohnen, darüber zu sprechen.

Filme sind Kollektiv-Werke; es gab eine Zeit, in der wir nachsichtig genug sein konnten, die verschiedenen Kräfte eines Filme schaffenden Kollektivs als einzelne für Einzelheiten verantwortlich zu machen. Wie oft mußten wir feststellen, zwischen Inhalt und Form gewisser Filme liege eine Kluft; der Stoff, die Handlung sei banal, lebensfremd, süßlich — die filmische Form jedoch, die Arbeit des Kameramannes und des Regisseurs und der technischen Mitarbeiter sei überaus geschickt, richtig und packend. Sicher war eine gewisse Nachsicht notwendig; hätten wir uns immer nur darauf versteift, einen Film als Ganzes zu betrachten und die filmische Gestaltung gleichzeitig mit dem gestalteten Stoff zu verdammen, wären wir nie zu Ueberlegungen gekommen, aus denen sich eine filmische Stilkunde ergeben hat.

Heute ist diese Nachsicht nicht mehr notwendig. Der Film hat seine Ausdrucksmöglichkeiten gefunden; sie sind für den ernsthaften Filmschöpfer Selbstverständlichkeiten geworden; er spielt nicht mehr, wie seine Vorgänger vor zwanzig Jahren, mit brillanter Technik und geistreichen Einfällen die dürftigsten Stücklein. Daß der filmische Ausdruck rein sei, reich an Einfällen, überzeugend und schön, ist heute nicht mehr von der Forderung zu trennen, daß die saubere, mit Geschick und Können geschaffene Form einem sauberen, überzeugenden Inhalt diene. Nicht mehr Selbstzweck ist die filmische Sprache; mit geschliffener Zunge Plattheiten vortragen, gilt heute auch im Filmschaffen als ein sinnloses Unterfangen.

Der Stoff eines Films ist heute bereits stärker als der filmische Ausdruck. Ein sauberer, packender, ehrlicher Filmstoff wirkt auf die Form ein, die man ihm zu geben hat. Ein Kameramann, ein Regisseur, ein Darsteller muß von der Lauterkeit und Lebendigkeit des Inhaltes überzeugt sein, den er sichtbar machen soll, sonst wird er zum Virtuosen, der ohne Wärme leeren Klang erzeugt und durch technische Brillanz über das Fehlen der schöpferischen Flamme hinwegtäuschen will.

Die Praesens-Equipe, die «Gilberte de Courgenay» gemacht hat, besteht aus Leuten, die mit Brillanz auf der Filmklaviatur zu spielen vermögen. Vor wenigen Jahren war dies im Schweizer Film noch ganz anders. Man hätte unseren Filmleuten damals den besten, ergreifendsten Stoff geben können — sie hätten ihn nur stotternd vorgetragen. Unterdessen haben sie gearbeitet und gelernt. Es ist völlig falsch, zu sagen, die Gilberte sei nicht besser als der Wipf. Der Wipf war eine ehrliche, stellenweise ziemlich holperige, aber im ganzen durchaus liebenswürdige Anfängerarbeit. Die Gilberte ist ein Werk, das wir, in formaler Hinsicht, sehr ernst nehmen müssen. Sinnlos wäre es, der formalen Naivität des Wipf nachtrauern und nicht sehen zu wollen, was für Fortschritte in der Technik des filmischen Ausdrucks seither gemacht wurden. Wir sagen dies, um auf das Verpflichtende einer verfeinerten Technik hinzuweisen, der das Sichtbarmachen von Inhalten keine grundsätzlichen Schwierigkeiten mehr bereitet. Wir mußten früher häufig von unseren Filmschaffenden hören, sie seien durch technische Schwierigkeiten gehemmt, sie hätten noch nicht genug Erfahrung, es sei zu wenig Geld vorhanden, sie könnten nicht sauber und großzügig arbeiten, man möge Nachsicht mit ihrem Unvermögen haben.

Dazu können wir heute der Praesens-Equipe sagen, sie dürfe sich ihrer Fortschritte bewußt sein, sie vermöge uns häufig genug durch gescheite, anmutig durchgeführte Einfälle zu überraschen und durch eine erstaunlich stilreine filmische Sprache zu überzeugen. Zurufen möchten wir den Filmleuten: Werden Sie rebellisch! Machen Sie die Jagd nach dem billigen Erfolg nicht mehr mit! Verschwenden Sie nicht Ihr Können an dürftige Aufgaben!

Hat es einen Sinn, daß wir heute in der Schweiz Filme machen, die man in jeder internationalen Filmfabrik besser machen könnte? Soll die begeisterte Arbeit, soll der schöpferische Ernst dazu mißbraucht werden, über banale Inhalte glänzende Formen zu gießen? Hohl ist der Klang, der sich dabei ergibt! Soll die Freude am Entdecken einer verfeinerten Ausdrucksweise dadurch erstickt werden, daß unsere besten Regisseure, Kameraleute und Darsteller Nettes statt Packendes, Laues statt Warmes, Sentimentales statt Ergreifendes gestalten müssen? — In «Gilberte de Gourgenay» gibt es viele Szenen, die eine sorgsame, begeisterte, den banalen Mitteln der Routine ausweichende Formung verraten. Jedesmal aber, wenn die Banalität der Handlung zu deutlich wird, wenn die Soldaten Operettentränen weinen und Schwankgelächter erzeugen müssen, wenn sie ihre kleinen Nötchen und sentimentalen Romänchen, ihre Witzchen, ihren Abklatsch von «Soldatenfreud und -Leid» agieren sollen — immer dann müssen Regisseur und Darsteller versagen, immer dann wird es peinlich; der Regisseur, sonst viel Sicherheit und Zucht verratend, gerät ins Breite und unangebracht Theatralische, und die Darsteller schwimmen im Gefühlsbrei, hilflos, peinliche Ungeduld erzeugend. Am besten geht es dem Kameramann, der sein ganz erstaunliches Können an jede Szene verschwenden kann, der die lebendige Schönheit seiner Photographie über den ganzen Film in reichster Fülle ausgießt. — Es gibt in diesem Gilberte-Film eine Szene, die zeigt, was er hätte werden können: das Gespräch zwischen Gilberte und ihrer Mutter während des Kirchgangs. Hier ist ein Stück Wirklichkeit in knapper, überzeugender Raffung eingefangen. Eine fesselnde Spannung liegt über der Szene: Mutter und Tochter gehen in würdiger Haltung zur Kirche und müssen ein wichtiges Gespräch immer wieder durch abgezirkeltes Grüßen und Zurückgrüßen unterbrechen. Hier hat eine typische Stimmung, ein gut beobachteter Vorgang zu einer Szene voll menschlicher Nähe geführt. Wie anders und packender wäre diese Szene noch geworden, wenn das Gespräch, das Mutter und Tochter hier führen, nicht aus operettenhaften Verwicklungen, sondern aus einer wirklichen menschlichen Not herrühren würde.

Wenn doch die Drehbuchschreiber ebensoviel Ehrgeiz und Gestalterfreude gehabt hätten, wie die formende Film-Equipe! Gab es einen Grund, aus einem banalen Theaterstück einen etwas weniger banalen Film zu machen? Warum versuchte man nicht zum mindesten, den Stoff von allen schwankhaften, dem unwahrscheinlichsten Soldatenhumor verhafteten Zutaten zu befreien und eine Handlung zu erfinden, die von wirklicher Lebendigkeit und vom Zauber des Dokumentarischen erfüllt gewesen wäre? — So aber ... wie sollen wir mit der Szene im Verwundetenzug einverstanden sein, die sich in solch schwankhafter Umgebung befindet? Viele sehen den Film und finden diese Szene so unangebracht, daß sie gar nicht bemerken, wie zurückhaltend und behutsam sie geformt ist, wie überzeugend sie in einem anderen Zusammenhang wirken müßte.

So geht es uns mit hundert Einzelzügen in diesem Film: sie fesseln uns, sie begeistern uns sogar für Augenblicke, nachher sinken sie zurück in ein Gemisch von Sentimentalität, Erfolgssucht und hohler Biederkeit. Aus diesem Gemisch konnte trotz aller Gestalterfreude und technischer Zucht kein begeisternder Schweizer Film entstehen.

Hans Laemmel

BLICK AUS DEM FENSTER

Ein Mensch blickt auf den Markt und sieht sich selbst

VON MAX PULVER

Wir sind ins Haus getreten. Wir haben uns zurückgezogen in unsere Kammer. Jetzt werfen wir einen Blick auf den wimmelnden Marktplatz hinunter und spüren, sehen, hören, riechen, wie da unten das Leben pulst, wir selbst aber stehen am Fenster und sind bei uns. In unserer Geborgenheit und Verborgenheit, in unserem Raum, der voll ist von eigener Erinnerung, Hoffnung und Sorge, voll von eigener Wehmut und Freude, voll von eigener Trauer und vielleicht auch voll von eigener Verzweiflung. Wenn hier noch Spannungen sind, so sind es Spannungen der Seele oder des Geistes; wenn hier Zufriedenheit ist, oder wohl öfter Unzufriedenheit, so ist es die des persönlichen Lebens — unseres Lebens als Person mit ihrer Selbstverantwortung, mit ihrer menschlichen Grundaufgabe — der zu werden, der man ist. Selbstbehauptung und Abwehr, die sich hier noch regen, meinen nicht mehr unser leibliches Wohl und Wehe, unser seelisches Fühlen ist hier nicht mehr triebgebunden und von Reizen gelenkt, so wie wenn wir draußen sind. Das Bewußtsein hat seine Augen aufgeschlagen und unsere Triebe sehend gemacht.

Unten geht das Marktgewühl weiter; ich kann es sogar weiter mit meinen Sinnen verfolgen, ja ich kann hinunter steigen und mich unter die Feilschenden mischen, und doch kann ich auch im Gewühl meinen eigenen Raum mit mir — in mir tragen, und mein eigenes seelisches Sein gewahren, das Sein meiner Person. Diese meine Person ist nicht wie ein Ding oder wie ein Gegenstand. Sie leibt und lebt nicht, wie mein Körper leibt und lebt. Sie ist kein ruhendes, in sich beruhendes Sein, das vorhanden ist — wie eine Erscheinung da draußen auf dem Marktplatz vorhanden ist. Diese Person, mein eigener und innerer Mensch, ist nur, wenn er mir vorschwebt — ich bin gleichsam meine eigene Aufgabe. Diese meine Person ist ein werdendes Sein, ein Werdesein, kein gewordenes Sein. Als gewordenes Sein nennen wir sie Persönlichkeit und bekommt sie dann etwas Imposantes, mit einem Schuß schauspielerischer Selbstdarstellung Ausgestattetes, ja, die Persönlichkeit hat dann sehr leicht den Beigeschmack der Eitelkeit eines Charakterkopfes. Was wir so im gewöhnlichen Leben eine Persönlichkeit nennen, ist die abgelegte Schale einer Person, ihre verhärtete Kruste, und aus dieser Persönlichkeit ist die Person wie eine Schlange aus ihrer Haut schon herausgeschlüpft.

Unsere Person in uns ist wie die Stimme eines Unsichtbaren, von dem ich weiß, daß er existieren muß, weil ich ja seine Stimme höre. Ihn selber aber sehe ich nicht. Was ich sehen kann, ist niemals er. Unsere Person ist also wirklich — so wie ein verschwebender Klang oder Ton, sie ist die Stimme eines Leibes, aber selbst nicht mehr Leib. Diese Stimme folgt ihren eigenen Gesetzen, sie hat ihr eigenes Lied; sie braucht nicht Sattheit auszudrücken, weil mein Leib satt ist, sie braucht nicht zu klagen, weil mein Leib Schmerzen leidet. Sie hat ihre eigenen Seinsgründe und ihre eigenen Abgründe, aus denen ihre Spannung spannt, ihre eigenen Wünsche, aus denen ihre Sehnsucht stammt. Sie hat ihre eigenen Gründe zu hoffen, zu glauben oder zu verzweifeln — und die Schicksale ihres Leibes brauchen sie nicht mehr entscheidend zu berühren. Sie schaut ohne Augen, sie weiß und wertet durch ihr Fühlen. Ihre Gefühle sind wie ein Meer und der Leib ist nur der Küstenstreif an diesem Meere, seine Begrenzung, das, was nicht das Meer ist. Ja, die Gefühle des inneren Menschen, wie Freude oder Trauer, Verzweiflung oder Seligkeit, Glaube oder Hoffnung, haben etwas Absolutes, sie sind in sich unbeschränkt, abgelöst, von keiner Endlichkeit eingehagt — und eingehegt. Sie sind ebenso groß und ebenso gefährlich wie die offene See. Die Küste unseres Leibes, dieses uns vertraute und uns oft so bedrückende Land, ist außer Sicht. Die Stimmungen unseres Inneren sind wie Wolken, eine andere Lebendigkeit ist angebrochen, nicht mehr das Lebensgefühl des Leibes, sondern das Lebendigsein des inneren Lebens. Aber unsere menschliche Person ist ebensowenig nur ein Meer — nur wogende Unendlichkeit — wie das Menschenleben nur ein Strom ist. Das Meer wie der Strom wissen um ihre Unendlichkeit nicht. Der Mensch aber ist zutiefst bei sich, wenn er in den mächtigen Grundwogen seiner Gefühle schwingt. In dieser Unendlichkeit ist er zuhause, er selbst ist diese Unendlichkeit. Er kann ganz Freude sein oder ganz Trauer, ganz Verzweiflung oder ganz Seeligkeit, aber er ist es ganz, er ist innig bei sich in seiner Selbstvergessenheit, er ist nicht außer sich in seinem Gefühl, wenn er auch für sein Bewußtsein außer sich sein mag, so ist er doch in seinem innersten Selbstleben bei sich und für sich.

Der Mensch hat viele Welten, einmal die Außenwelt, die wir alle gemeinsam haben, und von der wir erleben, daß sie unabhängig von uns ist. Dann die Umwelt, die schon streng genommen nur unsere menschliche Umwelt ist, und dann eine Fülle von Innenwelten. Diese Innenwelten sind nicht alle persönlich eigene, mir eigentümlich zugehörige, nur weil sie Innenwelten sind. Ich kann fremde Innenwelten übernehmen durch jenen unbekannten und geheimnisvollen Vorgang, den man Einfühlung nennt. Fremde Innenwelten können mir stimmungshaft anfliegen, sie können mir auch aufsuggeriert werden, ich kann also auch Täuschungen auf diesem Gebiete erleben und glauben, was ich als Innenwelt irgendwie übernommen habe, aus der Familie, aus der Gesellschaft, aus der Gemeinschaft, das sei schon meine eigene Innenwelt.

Was wir seelisch aufnehmen und annehmen, das haben wir damit noch lange nicht verarbeitet, noch lange nicht in unsere Person hineingearbeitet, uns noch lange nicht wirklich einverleibt. Eines Tags vielleicht schrecken wir auf und bemerken, daß das, was wir für unsere Ueberzeugung hielten, was uns zu interessieren schien, was uns fesselte — gar nicht wirklich unsere Ueberzeugung ist, uns nicht mehr interessiert und nicht mehr fesselt. Nicht alles also, was in meiner Innenwelt auftaucht, gehört deshalb wirklich zu meiner Person. Vieles daran mag aus der Atmosphäre meiner Familie stammen, wie die Bilder in der Kammer, in der ich stehe. Vieles ist uns ja auch anerzogen, und man hat viele und große Vorbilder uns vorgehalten, ohne daß wir uns diese hätten einverleiben können.

Meine Innenwelt ist die, die mich wirklich ausdrückt, die aus meinem innersten Wesen erwachsen ist. Unsere Gefühle und unsere seelischen Regungen überhaupt werden so leicht übernommen — und so schwierig ist es einzusehen, was davon und was daran übernommen ist. Ob wir Fremdes übernommen haben, und wie viel Fremdes wir übernommen haben? So sind wir also noch lange nicht bei uns, wenn wir die Außenwelt, den Markt da unten, und wenn wir die Umwelt, unsere Kammer in unserem Haus, abgestreift haben. Denn unsere Umwelt, unser Leben im eigenen Hause und im eigenen Kreise verlangt, daß wir uns einpassen. Wir müssen ihr eingepaßt sein, um zu bestehen, vor lauter Einpassung und vor lauter Anpassung aber können wir uns leicht selber verlieren.

Nur zu leicht werden wir dann jene Persönlichkeit, die das ist, was den anderen so erscheint, und die das nicht ist, was sie sein sollte — das eigentümliche Wesen eines Menschen selbst. Dann hat sich die Umwelt unserer allzusehr angenommen, sie hat sich uns einverleibt, und wir sitzen wie Jonas im Bauch des Walfisches. Dieser Walfisch hat schöne Namen, und das ist ein Trost, aber ein schlechter Trost. Man bleibt doch ein Gefangener, auch wenn man ein Gefangener der Gesellschaft ist, sobald man sich an diese verliert und sich vom Walfisch schlucken läßt. Unsere Umwelt würde uns also nicht zu uns selber bringen, sie würde uns liquidieren, zum Glücke aber erschöpfen sich unsere Welten — mit der Umwelt nicht, zum Glücke sind wir fähig, in eine Mitwelt einzutreten, in eine tätige und leidende Mitwelt der Liebe.

nailard kino

für Amateure und Berufsleute

PROJEKTOREN
für 16 9,5 u. 8 mm. Film
Spezialität: TRIFILM-Projektor
16, 9,5 u. 8 mm.

AUFNAHME-KAMERAS
Mod. H16 H9 u. H8
für
16 mm. 9,5 mm.
u. Doppel-8
Film

GENERALVERTRETUNG:
PERROT A.G. BIEL
PROSPEKTE UND VERKAUF DURCH DEN PHOTO-KINO-HANDEL

Kinderfeindliche Schweiz

Fortsetzung von Seite 10

duldet das Nachbarhaus unser Kind kaum bei sich, denn «fünf Kinder machen schon genug Umtrieb im Haus!» Wir haben den Verdacht, daß das jüngste Schwesterli nur deshalb nie in die Sonne gefahren wird, weil sein Transport im Kinderwagen den «Umtrieb im Haus» noch vergrößern würde.

Verzeihen Sie, Herr Redaktör, wenn ich unserem Kinde erzähle, die Wirte und Hausbesitzer kämen einmal mit Verspätung in den Himmel, weil sie die Treppenstufen zum Paradies erst von den Tritten derer säubern müssen, die ihnen dorthin vorausgegangen sind.

J. M.

Die strahlende Serviertochter

In einer Berner Wirtschaft sitzt an einem Tisch ein Mann, den ich beim ersten Blick schon als pensionierten Bundesbeamten registriere. Er versorgt mit vernehmbarem Appetit sein Mittagsmahl. Unweit von ihm, an einem andern Tisch, sitzt eine Familie, Vater, Mutter und sechs Kinder. Die Mutter hat alle Hände voll zu tun mit dem gerechten Verteilen der Speisen, und es geht hier recht vergnügt und laut zu, schon darum, weil von den sechs Kindern mindestens drei noch in jenem unbeschwerten Alter sind, da einem der ganze Knigge samt seinen Winken über das Benehmen bei Tische wurscht ist. Der Alleinesser am andern Tisch wirft wiederholt über seine Brillengläser hinweg unmutige Augenblitze zum lauten Tisch hinüber. Als die Serviertochter, ein nettes, rotbackiges Mädchen, ihm einen Dreier Roten auf den Tisch stellt, meint er grunzend zu ihr, indem er mit der Gabel zu der Familie hinüberfuchtelt: «Das isch grad z'Nötigscht, so-n-e Schwetti Ching! Das het me halt denn, we me nüt Gschyders z'tüi weiß!» Mit solchen und andern schnöden Redensarten sucht er auf die Serviertochter Eindruck zu machen und sie vom Vorhandensein einer höheren und besonders einsichtigen Weltanschauung zu überzeugen. Die Serviertochter nickt beflissen, doch mir, dem stummen Zuschauer am dritten Tische, fällt auf, daß sie zu ihrem Nicken keine Worte findet. Eine Weile darauf erhebt sich der Herr Bundesbeamte a. D. und läßt sich von der Serviertochter in den Mantel helfen. Dann greift er dem frischen Ding zum Abschied ans Kinn und feixt, indem er eine Kopfbewegung zum andern Tisch hinüber macht: «Gällit, Meitschi, d'Ihr syt de einisch nid eso dumm!»

Ich muß aufbrechen und will zahlen. Eben geht es am Tisch, wo die Familie sitzt, besonders laut zu. Da sage ich zu der Serviertochter: «Isch das nüd herrlich, so-n-e Tisch voll Chind!» Was muß ich daraufhin wahrnehmen! Des Mädchens Augen leuchten auf, es strahlt mich an und sprudelt nur so heraus: «d'Ihr heit rächt!» Und dann erzählt es mir halblaut, aber mit heißem Eifer, wie froh es wäre, daß ich das gesagt habe, dem alten Herrn hätte es nicht widersprechen dürfen, der sei Stammgast, aber sie habe sich geschämt, weil sie immer genickt habe. Zu Hause seien sie selber sieben Geschwister gewesen und «die nächscht Wuche het d'Mueter Geburtstag. De chömemer albe alli sibni zämme, und das ischt geng wie-n-es großes Fescht!»

H-r

Ein Kind weint

Durch die regengraue Dämmerung eines Frühlingsabends kommt etwas Liebliches. Drei Kinder! Das Kleinste von ihnen geht noch auf etwas wackligen Beinchen. Auch die anderen haben mit der Schulbank bestimmt noch keine Bekanntschaft gemacht. Sie sind in lustig karierte Regenkapuzen eingepackt. Wie wandelnde Pakete trippeln sie des Wegs. Die kleinen Füße schleppen sich ein bißchen durch die Pfützen. Offensichtlich sind die Kinder müde, und die Mutter treibt zur Eile. Sie geben sich rührende Mühe, die Wassertümpel zu überschreiten, doch die kurzen Beinchen wollen nicht recht mit. Da stolpert das kleinste der blauweißkarierten Pakete und fällt mit dem Gesichtchen voran in eine Pfütze. Und als sich das kleine, müde, über und über mit Kot bespritzte Wesen wieder hochkrabbeln will, wird es von der ungeduldigen Hand der Mutter emporgerissen, und das Kinderärmchen, der ganze kleine Körper wird von der nämlichen Hand hin und her gezerrt, so, als bediene die Frau einen Pumpschwengel. Das kotbespritzte Bubengesicht in der Kapuzenumrahmung zeigt namenloses Entsetzen. Als dann noch ein paar Ohrfeigen knallen, taumelt das Kind, die Händchen in Abwehrstellung vor dem Gesicht, gegen eine Mauer und weint, zornig und erschreckt zugleich. Gottlob, nun brüllt es sogar so kräftig, daß die Leute stehen bleiben und das zornrote, wütende Gesicht der Mutter betrachten.

Sind wir nicht alle schon Zeugen einer solchen Szene gewesen, bei der Mütter auf der Straße, in der Oeffentlichkeit Würde und Beherrschung verloren?

A. I.

Die Schildwache

Ein Soldat im Felde schreibt uns: Ich bin Vater von drei gesunden, hübschen, nicht gerade strohdummen, lebendigen Kindern. Manchmal vergesse ich sie ganz vor lauter Mg.-Ausbildung, Drill und Kameradschaft. Zum guten Glück verbringen wir die nächsten vierzehn Tage mit Wachtdienst. Alle sechs Stunden stehen wir vor militärischen Objekten zwei Stunden lang Schildwache. Die militärische Aufgabe ist nicht so schwer, daß wir daneben nicht noch seelische Monologe führen könnten. Sie dürfen mir glauben, ich freue mich darauf, meine verschüttete Vaterschaft endlich wieder einmal ungestört ausgraben zu dürfen. Aeußerlich gesehen patrouilliert ein bemitleidenswerter Soldat in finstrer Mitternacht einsam vor einem verlassenen Pulverhäuschen hin und her, in Wirklichkeit läßt ein sich wieder findender Familienvater mit freudigem Stolz seine Frau, Mädchen und Buben an seinem innern Auge vorüberziehen.

Drei Kinder hat mir meine Frau geschenkt, ein normales Kleeblatt, das zur Vermehrung unsres eidgenössischen Kleefeldes unerläßlich sein soll. Wenn Sie mir nun, liebe Leserin, beim Wachestehen die tausend Wenn und Aber verhinderter Mütter zu bedenken geben und meinen Kindersegen als leichtfertiges Drauflosleben ankreiden sollten? Dann antworte ich Ihnen mit den Beobachtungen aller mehrfacher Familienväter, sobald sie sich die ungezählten kinderlosen Ehepaare vergegenwärtigen, die ihren Weg kreuzen.

In meinem Lebensumkreis: Da ist der alte Freund Max mit seiner Frau, städtischer Angestellter in leitender Stellung, mit schönem Salär, voller Pension und billiger Amtswohnung. Beide sind gesund und sehr sparsam, immerhin leisten sie sich jedes Jahr eine mehrwöchige Ferienreise in ein fernes Land. In diesen Zeiten Kinder? Vor zwanzig Jahren nicht, vor zehn noch weniger und heute schon gar nicht mehr. Abends sitzt das Paar am runden Tisch in der Stubenmitte und jaßt, bis es vom Schlaf übermannt wird. Die Langeweile zehrt langsam an seinem Wohlbefinden. Dann Herr und Frau Zimperli mit eigenem Geschäft und einem Pinscher. Der Wunsch, wenigstens ein Kind zu haben, ist bei beiden zuzeiten mächtig, seine Verwirklichung läßt sich aber beim besten Willen nie mit den Geschäftsinteressen vereinen. Frau Zimperli kann doch nicht als schwangere Frau die feine Kundschaft bedienen. Nicht auszudenken!

Weiter Frau Würgnagel. In einer schwachen Stunde vertraute sie meiner Frau, ihr Mann wünsche nicht, daß sie ihm Kinder gebäre, sonst liebe er ihren schönen Körper nicht mehr.

Dann das Ehepaar Gemperli mit einem Mädchen. Der Mann sehnt sich nach einem Sohn. Die Frau will nicht wieder von neuem in Kinderpflege und Haushalt «aufgehen», sondern einmal ihr eigenes Leben «leben» und sich geistig-literarischen Neigungen hingeben.

Liebe Leserin, ich will abbrechen. Das Pulverhäuschen wird nicht wanken, wenn ich, die tristen Gespenster verscheuchend, beim Schein eines Zündhölzchens noch einen aufatmenden Blick in mein Notizbuch tue, ehe die Ablösung auftaucht. Da steckt nämlich die Photo meiner Frau und meiner drei Kinder drin. Ich habe sie während der Landi auf der Treppe des Alkoholfreien Restaurants aufgenommen: links die wackere Gattin, die noch im neunten Monat, trotz Nasenrümpfen von Frauen und höhern Töchtern, mit stolzem Gang ihre süße Last ins Strandbad trug, rechts von ihr die Aelteste von fünfzehn Jahren, die schon heimlich Liebesromane liest, aber von einem Schülerschatz nichts wissen will, dann die Neunjährige, engste Freundin aller Hunde und Katzen in nächster und entfernter Umgebung des Hauses und schließlich rechts außen der fünfjährige, blauäugig-verschmierte Lausbub, von dem die Frau kürzlich schrieb, das Armee-Symphoniespiel habe ihn zu Tränen erschüttert.

Ist die nächtliche Schildwache beim Pulverhäuschen zu bemitleiden, liebe Leserin?

St.

Verboten

Wir wohnen an einer abgelegenen Quartierstraße. Früher wurde sie nur selten von Autos befahren, heute wäre ein Auto wie überall, so auch hier eine Sensation. Aber wenn meine Kinder auf der Straße Ball spielen, erscheint ein Polizist, stellt sie zur Rede, droht, ihnen den Ball wegzunehmen und veranlaßt sie daher, bei seiner Annäherung künftig das Feld zu räumen. Er hat seine Vorschriften, zweifellos: der Verkehr der Erwachsenen geht vor, Kinder haben zu verschwinden. Fiele es mir ein, bei der Behörde Einspruch zu erheben, so bekäme ich die Antwort, der Einspruch sei unangebracht, für die Kinder sei gesorgt, es existierten für sie öffentliche Spielplätze. Diese öffentlichen Spielplätze sind von meiner Wohnung in einer halben Stunde zu erreichen . . .

Bisweilen fällt im Winter so viel Schnee, daß man schlitteln könnte — wenn es nicht verboten wäre. Denn es ist stets mit dem Autoverkehr zu rechnen, nie rechnet der Autoverkehr mit Schlittelbahnen. Es erfordert nachdrückliche Anstrengungen von privater Seite, wenigstens eine ganz bescheidene Zahl von Schlittelwegen für die Jugend frei zu bekommen.

Schlittschuhwetter. Samstag nachmittag — schulfrei. Sich tummelnde Jugend auf der Eisbahn. Aber um fünf Uhr abends wird sie geschlossen, die Jugend heimgeschickt, denn nun muß die Bahn gewischt werden, damit abends die Erwachsenen ein schönes Feld vorfinden.

SBB. Ski, Schlitten, Sportgerät mancher Art wird im Gepäckwagen gratis mitgenommen. Neuerdings auch Kinderwagen. Das ist

gewiß richtig, aber interessant bleibt, daß dieses Zugeständnis nicht ohne weiteres, sondern erst auf eine Anregung von außen erfolgte.

Kinderfeste haben die Tendenz, in Erwachsenenfeste auszuarten, darum läßt man sie in diesen Zeiten auch ausfallen. Es gehört sich ja wirklich nicht, daß die Erwachsenen jetzt Feste feiern. Aber dächte man daran, daß es ja eigentlich Kinderfeste sind, so legte sich vielleicht der Gedanke nahe, sie in vereinfachter Weise doch durchzuführen, um trotz der Schwere der Zeit den Kindern einmal einen guten Tag zu schenken.

Herrliche Sache für Kinder, dabei zu sein, wenn im Garten ein Feuer gemacht wird. Aber es wird keines mehr gemacht, es ist verboten. Polizeivorschriften. Ruten schneiden im Wald: verboten. Trottinetfahren auf der (auf jeder) Straße: verboten. Rollschuhlaufen auf der (auf jeder) Straße: verboten. Leiterwagenfahren auf der (auf jeder) Straße: verboten. Erlaubt ist nur noch, sittsam zur Schule zu gehen — aber auch an diese Erlaubnis sind Bedingungen geknüpft.

G.

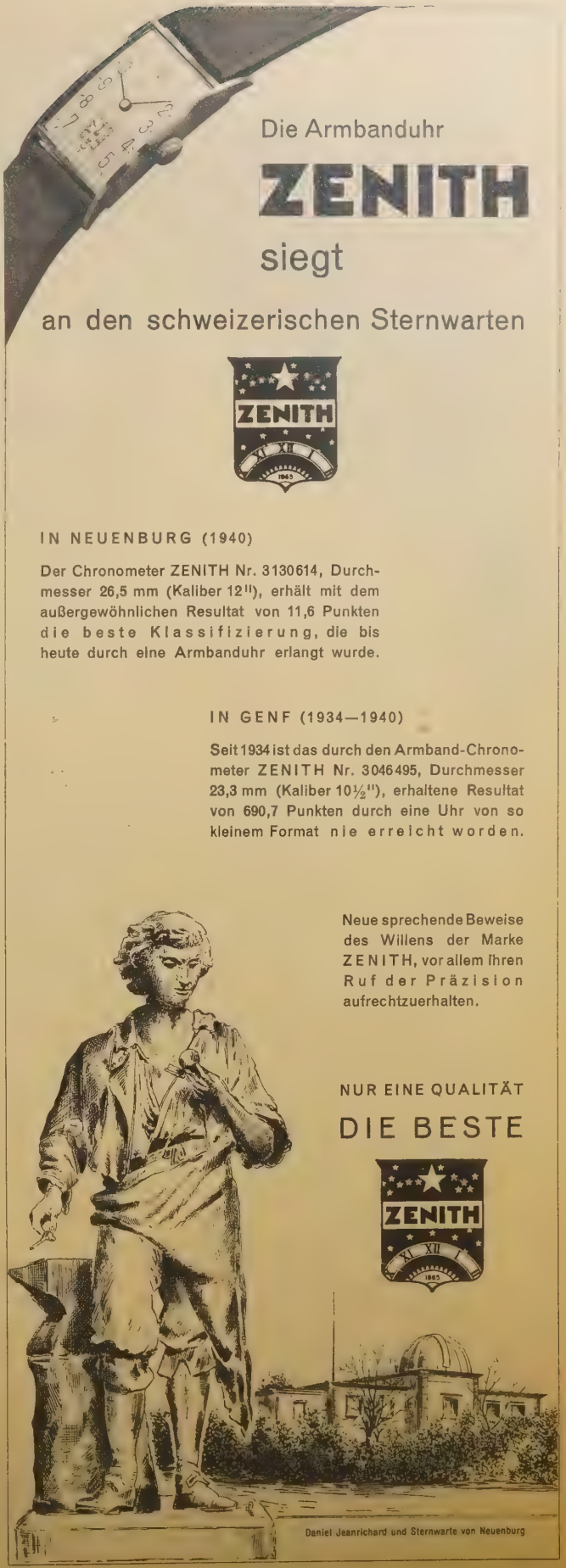
MOTTEN

oder die Geschichte einer Erfindung

Eine Motte flog neben ihm auf, von irgendwoher und irgendwohin, im taumelnden Flattern voll instinkthafter Notwendigkeit. In fremdem Ferienland von verdorbenem Magen geplagt, wünschte der Chemiker diesen verhaßten Schädlingen gleiches. Sie tauchen auf, stumm und unbeirrt, und im Dunkel, in das sie verschwinden, erfüllen sie den unheilvollen Zweck ihres Falterdaseins durch zahlreiche Vermehrung. Eine Geschichte fiel dem Mann ein, die bis dahin bedeutungslos am Rande seiner Gedanken gelegen hatte, und die auf einmal begann, Formen anzunehmen und Zusammenhänge zu spinnen: Die Geschichte vom grünen Sofa. Es stand einmal irgendwo — gab ihm seine Erinnerung zurück — in der Kammer einer Großmutter. Jahre und Motten fraßen kleine Löcher ins Wollzeug ringsum, nur das grüne Sofa blieb merkwürdigerweise verschont. Diese Wolle mochten sie nicht. Weiter verlief es so: Versuche zeigten, daß die gelbe Farbe im Grün des Sofabezuges die Mottenmaden tödlich vergiftet hatte. «Sie sollen sich alle den Magen verderben!» Damit waren des Wissenschaftlers Ferien zu Ende, denn von nun an arbeitete sein Gehirn unablässig, um vom aufblitzenden Einfall an den weiten Bogen zu spannen zum nützlichen Produkt. Und auch die schmackhafte Vorgeschichte vom verdorbenen Magen und dem grünen Sofa ist zu Ende. Was folgt, ist die Geschichte einer Erfindung. Eine unter vielen. Es ist die Geschichte von 88000 Versuchen, von mehr als 6000 Präparaten, Tausenden von Motten und einer unnennbaren Menge menschlicher Hingabe, Gewissenhaftigkeit und denkerischen Fleißes, die in Laboratorien und an Schreibtischen während langer Jahre geleistet wurde.

Ich habe die ganze Geschichte gesehen: Sie beginnt mit Mottenzuchten. In dämmerdunkelm Raum im Keller, in Hunderten auf langen und hohen Gestellen fein säuberlich geordneten Gläsern, wohnen Millionen von Mottenfamilien. Sie leben so angenehm als möglich, manche Tonnen Wolle werden ihnen alljährlich geopfert. Die Laboratorien denken und sinnen Mottentod — nur da unten im Keller ist einer, der sorgsam über das Gedeihen der Zuchten wacht... Die gefräßigen Maden, auf kleine verschieden vorbehandelte Wolläppchen zum «weiden» ausgesetzt, sind mit ihrem Leben oder Sterben die einzigen Beurteiler der Wirksamkeit des unermüdlich gesuchten Mottenschutzmittels. Ist endlich das Gift für die schädlichen Würmer gefunden, wieviel gibt's da noch zu berücksichtigen. Verzweigt sind die Anforderungen, welche an so ein einziges, unter allen Umständen nützlich sein sollendes Präparat gestellt werden.

«Sie müssen sich ein Färbmittel vorstellen, das man nicht riecht, nicht sieht, nicht spürt und das auch noch nach unzähligem Waschen die Wolle schützt und — außer den Mottenmaden — niemand schadet . . .», sagte mir der Chemiker im blauen Uebergewand mit den Säureflecken darauf, während er mich durch viele Räume führte, wo imprägnierte Stoffe auf Farb-, Wasch- und alle möglichen anderen Echtheiten geprüft wurden. Andre Räume, wo dicke Bücher standen, voll Aufzeichnungen der Versuchsresultate, Zahlen, Formeln. Nun ist das Mittel da, ein kleiner Vertreter schweizerischen Erfindungsgeistes. Wie wenig legen wir uns meist Rechenschaft ab bei uns so einfach, so selbstverständlich vorkommenden Dingen über die langen, mühsamen, zäh verfolgten Wege, welche zu den endgültigen Resultaten führen.



Wenn ich Ihnen meine Ansicht über Ihre neue Zeitschrift «Du» mitteile, ist es deshalb, weil mich einige der in Nr. 2 unter der Rubrik «Dankend erhalten ...» veröffentlichten Urteile empörten. «Du» gefällt mir ausgezeichnet, und ich gratuliere Ihnen dazu. Die Zeitschrift ist wirklich reichhaltig und mit viel Geschmack zusammengestellt. Ich lese und «genieße» sie von der ersten bis zur letzten Seite.

Da die Landesgrenzen für schweizerische Presseerzeugnisse zur Zeit geschlossen sind, ist das Absatzgebiet auf die kleine Schweiz beschränkt, und so ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, allen etwas zu bringen, sonst wären der Abonnenten und Käufer des «Du» zu wenige. Wenn blasierte Aestheten und Vornehmtuer unbedingt eine nur ihrem Geschmack zusagende Zeitschrift haben wollen, sollen sie einmal selbst eine solche herausgeben. Da ist unter den Kritikastern einer, der spielt sich als «geistiges Forum» auf, «weil er ideell daran so interessiert sei», ein anderer findet nur das schön, was groß ist, und so ist für ihn das schönste Bild im Heft eine Reklame für Appenzeller-Bitter, weil sie ganzseitig ist; ein dritter [illegible] ein sympathisches, freundliches Schulmädchen als Dummerutsch! Ist das nicht Snobismus in Großformat?! Die Mode-Illustrationen interessieren mich nicht und können mich darum auch nicht stören. Immerhin habe ich sie einigen Frauen meiner Umgebung gezeigt, und alle haben sie gut gefunden. Ich denke, es wäre in erster Linie an den Frauen, hier ihr Urteil zu sprechen.

Ferner möchte ich noch sagen, daß ich die «3 Kolonnen» sehr lesenswert finde. Wie wäre es, wenn Sie als Vorwurf für diese Aufsätze einmal die viel geforderte Phrase vom «Vertrauen schenken» aufgeben würden? Ich denke da an diejenigen, die dieses Schlagwort immer brauchen und noch nicht wissen, daß das Vertrauen erworben werden muß und nicht so ohne weiteres geschenkt werden kann, auch wenn man den guten Willen dazu hätte. Und wie wäre es, wenn Sie den kaltsinnigen, stumpfen Egoisten auf den Leib rücken würden, die nichts anderes interessiert als ihre Verdauung und etwa ein Jaß und wenn es hoch hergeht, ein Box- oder ein Fußballmatch? Vielleicht unter dem Titel: «Wie kann man Philister kurieren?» *W., Biel*

Um des Romans «Wenn Puritaner jung sind» willen, und zwar allein deshalb, werde ich das «Du» weiter kaufen — trotz des hohen Preises. Denn in diesem Roman steckt so viel tiefinnerliche Gottfried-Keller-Weisheit, so viel urwüchsiger Spitteler-Humor, ein so tapferes Hineinleuchten in schweizerische Untiefen, in Phrasentum und versteckten Klassenegoismus — wenn er so bleibt, der Roman, wie er angefangen, dann ist er gut, und zwar sehr. Aber warum muß wieder eine Reklame, das braunlachende Schreibmaschinenmaitschi, den Roman beschließen? Hätte sie nicht [illegible] am Ende des ganzen Heftes [illegible] Freude [illegible] Und das «Du» [illegible] wo bleibt das? Das liegt auf einer andern Ebene. Das «Du», das ist der Familienvater der im [illegible] Stelle kommt, weil er ernähren muß —, das ist die Mutter, die nicht weiß, wie die Kinder satt machen, weil der Vater dem Teufel Alkohol verfallen ist —, der Kleingewerbler, der die Konkurrenz verliert, weil der Kriegsrat sich vom Diensttuenden kommandieren lassen muß —, die Jugend, die verroht, weil ringsum Krieg und gewalt das Wort haben und Uebermacht allüberall das Recht beugt —, das «Du», das sind die Tausende in Konzentrationslagern langsam oder auch heimlich und rasch Zugrundegehenden —, die mit zerrissenen Gliedern unter Bomben und einstürzenden Häusern Verstummenden —, die ganze leidende, jammernde Menschheit unserer Zeit —, das ist das «Du». Der Ungeist unserer Zeit, die hohle Phrase, die Selbstsucht — daß Ihr das bekämpft, das hab ich gespürt — daß Ihr Lanzen brecht, tapfer, klar einsteht für ein besseres Sein, das glaube ich zu finden im «Du». Hie und da ein zaghafter Ansatz — das war alles. Ihr macht dem Zeitgeist alle nur möglichen Konzessionen. Das aber kann man nicht, ohne sich selbst zu verlieren. Man kann nicht von allem etwas bringen, ohne daß es zu viel wird — ein unbekömmliches Gemisch, das den bewußt literarischen Magen abstößt, den noch ohne Kritik, bloß nach literarischen Speise verlangenden aber nach und nach verdirbt. *L. H., Zürich*

Als alter Buch- und Offsetdrucker schenke ich der prachtvollen Ausstattung in erster Linie meine Aufmerksamkeit. Satz und Druck sind nicht mehr zu übertreffen. Ich habe das Gefühl,

FABRIK BASEL / ADOLF RACH

hier sind Kräfte und Willen am Werke, die Großes schaffen wollen und geschafft haben. Ich muß wiederholen: Ich bewundere das Werk als Drucker und den Mut des Verlages.

Der Inhalt: Er ist so vielseitig, so reichhaltig, so bestrebt, allen Gutes und Vollkommenes zu bieten, daß eine Kritik — wenn man kritisieren wollte — sich als überspitzt erweisen müßte. Ich bewundere die suchende Initiative, die Aktuelles so glänzend in das Licht zu stellen vermag, Werktägliches sonntäglich gestaltet, gewöhnlich Erscheinendes in die Höhe hebt.

E. L.-B., Rorschach

Es ist schön, zu sehen, wie sich die Zeitschrift immer mehr in ihre Form hineinräkelt.

Dr. C. G., Aarau

Liebe «Du»! Ja, ich kann jetzt schon sagen, liebe, denn Ihre Monatsschrift habe ich schon bei der zweiten Nummer liebgewonnen. Ich denke, es wird Sie freuen, über Ihr Heft etwas von einem Graphiker zu hören, die gegen solche Sachen bekanntlich sehr kritisch eingestellt sind. Das bin auch ich. Deshalb schreibe ich Ihnen auch erst nach dem zweiten Erscheinen.

Eine solche Zeitschrift hat in der Schweiz immer gefehlt. Es gibt überhaupt sehr wenige in einem künstlerischen und guten Rahmen gehaltene Zeitschriften. Mit dem Namen «Du» haben Sie den Nagel wirklich auf den Kopf getroffen. Erstens ist es nichts Alltägliches für einen Titel, und zweitens läßt er sich graphisch sehr gut verwenden. Sehr schön sind auch die Kunstreproduktionen. Lassen Sie sich nur durch Herrn H. H. in Montagnola wegen des Modeteils nicht einschüchtern. Neben den Gemäldereprо gibt es durch die in bunten Farben gehaltenen Modeblätter eine schöne Abwechslung und dadurch etwas Leben und Fröhlichkeit zwischen die Blätter. Zu der Reklame müssen Sie sehr Sorge tragen, damit kann man alles Gute wieder ruinieren. Selbstverständlich kann man gerade in der heutigen Zeit mit der Inseratenannahme nicht so wählerisch sein, denn eine Zeitschrift lebt ja zum großen Teil aus diesen.

H. H. Z., Wädenswil

Lieber «Du»-Redaktor! Schon liegt Ihr drittes «Du» vor mir, und es drängt mich, Ihnen zu sagen, was für eine Freude es war, diese Hefte zu lesen. Als ich von dem Untergang der «Zi» hörte, bedauerte ich am meisten den Verlust der schönen Photographien. Und nun sind sie wieder da und in einem so vielseitigen Heft! Endlich einmal eine Zeitschrift, die man nicht nur rasch durchblättert, während man Radio hört oder Zvieri ißt. Zwar ist meine Meinung eine recht unmaßgebende, denn ich bin nur eine kleine Gymnasiastin; doch vielleicht interessiert es Sie, daß auch wir Jungen Ihr «Du» freudig begrüßen, denn wir wollen mehr als Kitschromane, Modeblätter, Häkelanleitungen und kosmetische Ratschläge.

Im letzten Heft hat mich der Aufsatz «Mensch und Kosmos» fast am meisten interessiert. Könnten Sie diese Seite nicht noch etwas ausbauen? — Ganz kritiklos bin ich allerdings auch nicht an allem vorübergegangen! So hätte ich zum Beispiel dem Schreiber von «Bücher geben zu denken» Verschiedenes zu erwidern, was das anbetrifft, daß ein Buch kein sehr gutes sei, weil es «vom Leser zu wenig wolle». Ich wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft.

E. H., Zollikon-Zürich

Liebe Du! [illegible] Verein [illegible] Modernität [illegible] die Titel [illegible] wieder zu vergessen. Das Hetzen [illegible] verwischt die Spuren sehr bald.

«Du» aber hast mich zu einem ganz [illegible] lichen Verweilen gebracht, und das muß ich [illegible] doch — aus Dankbarkeit schon! [illegible] erzählen. Da will ich zuallererst danken dafür, daß du [illegible] haupt da bist, daß du so ganz und gar [illegible] rot» bist, wie Olga Nievergelt dich wünschte, [illegible] die andern allesamt mit ihr. Ich sitze nun schon einen ganzen Abend über deine Blätter gebeugt und kann und kann nicht aufhören zu schauen, zu lesen, zu denken und aufzunehmen, was «Du» uns alles zu sagen hat mit so viel Liebe und ernstem Nachdruck, wie eine sichere, starke Erzieherin.

Freund Kellenberger, in erster Kolonne deines ersten Heftes, spricht die Hoffnung aus, daß «Du» einige Schläfer und Träumer zum Handeln zur fruchtbaren Tätigkeit erwecken dürfe. Das wirst du sicherlich, gerade weil dein Kommen auf so stille, bestimmte, zielbewußte, echt eidgenössische Art geschah — eben für uns alle, für jedes «Du»!

G. B., Basel

Sehr gut gefällt mir bis jetzt der Roman. Man ist richtig auf die Fortsetzung gespannt. Und das ist entscheidend für einen solchen Fall. Der Wahlen-Rapport ist das Beste, was ich bis jetzt über das Anbauproblem an Reportagen gesehen habe.

Dr. K. Sch., Bassersdorf

Zucker für Konfitüren

werden Sie haben, wenn Sie jetzt anfangen, Getränke und Speisen mit Saccharin zu süssen

Weisse Cartons 100 Tabl. 20 Cts. = Süsskraft 1½ Pfd. Zucker
Gelbe Döschen 300 Tabl. 65 Cts. = Süsskraft 4½ Pfd. Zucker

neu HERMESETAS Saccharin ohne Beigeschmack

Blaue Döschen 500 Tabl. Fr. 1.25 = Süsskraft 7½ Pfd. Zucker

In Lebensmittelgeschäften, Drogerien und Apotheken

Schweizer Produkt A.G. »HERMES« Zürich

Neuerscheinung

Der Nahkampf

von Hptm. Mathias Brunner

Instr.-Off. der Infanterie

Umfang 173 Seiten mit 116 Abbildungen nach Photographien von Karl Egli

Preise: Kart. Fr. 4.50; Ganzleinen Fr. 5.50

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Hptm. M. Brunner ist wohl der erste, der den Nahkampf in geschriebener Form unsern Truppen nahebringt; leicht und flüssig geschrieben, wird sein Buch nicht nur den Ausbildungsleitern wertvolle Dienste leisten, sondern auch den Soldaten selbst und allen jenen, die es werden wollen. Ueber 100 Illustrationen des als Fachmann auf diesem Gebiete bekannten Militärphotographen Oblt. K. Egli, bilden eine wertvolle Ergänzung zu Hauptmann Brunners Buch. (*Burgdorfer Tagblatt*)

MORGARTEN-VERLAG AG., ZÜRICH

SANATORIUM KILCHBERG-ZÜRICH

Private Nervenheilanstalt. — Offene und geschlossene Abteilungen. — Ärzte: Dr. H. Huber und Dr. J. Furrer. 150 Betten. Große eigene Musterökonomie. Prächtige Lage in großem Anstaltspark mit Aussicht auf Stadt, See und Gebirge, in unmittelbarer Nähe Zürichs. Gelegenheit zu jedem Sport.

LAUSANNE-PALACE

BAR
GRILL-ROOM
ouvert après les spectacles

In Genua sind dieser Tage hunderte von Kisten für Frigidaire eingetroffen, ist es doch der Schweiz glücklicherweise gelungen, die Blockade für Fertigfabrikate einigermaßen zu lockern; für Rohstoffe wirkt sie sich nach wie vor recht einschneidend aus.

Umstellungen bei Frigidaire, wie überall! Während es uns in den letzten Jahren vor dem Krieg gelungen war, die Fabrikation zu einem so großen Teil in der Schweiz vorzunehmen, daß über 90 % des Umsatzes in gewerblichen Anlagen im Inland verblieben, sind wir heute glücklich, mitteilen zu können, daß eine große Sendung der allerneuesten Modelle von Kühlmaschinen für gewerbliche Anlagen sowie Original-Frigidaire-Schränken aus Amerika eingetroffen ist. Diese Sendung liegt im wohlverstandenen Interesse der schweizerischen Kriegswirtschaft, denn bekanntlich werden die ohnehin schon knappen Rohstoffe größtenteils zur Herstellung kriegswichtiger Fabrikate benötigt.

Wir sind nun in der angenehmen Lage, Bestellungen je nach Wunsch in der bisherigen Ausführung — d. h. unter wesentlichem Anteil der schweizerischen Fabrikation — auszuführen, oder in der berühmten USA-Urqualität, in welcher 1940 über 600 000 Apparate erstellt wurden.

Die Großsendungen, die nun mit den SS Gloria und Dubac eingetroffen sind, werden bei der jetzigen, gesteigerten Nachfrage in einigen Monaten vergriffen sein; doch sind weitere Transporte unterwegs.

Unser Lager an Ersatzteilen war, dank der aus Amerika regelmäßig funktionierenden Paketpost, stets aufgefüllt; heute ist es größer und in allen Teilen vollständiger als je zuvor.

Frigidaire ist gerüstet und freut sich, seine geschätzten Kunden prompt und in der einwandfreien Qualität bedienen zu können, die man sich bei dieser Weltmarke seit dreißig Jahren gewohnt ist.

Frigidaire

Generalvertrieb: Applications Electriques S.A., Genf
Zürich: Manessestraße 4, Telephon 3 57 28

Basel: Füglistaller & Co.
Bern: Hans Christen
Luzern: Frey & Cie.
Genf: F. Badel & Cie. S. A.
Lausanne: C. Schulz
M. Weber
Colombier: P. Emch
Sion: R. Nicolas

Vertreter in allen größeren Orten

MENSCH UND KOSMOS

Ein Zwiegespräch

II.

«Gestatten Sie mir, bitte, eine Frage! Warum fällt es vielen Menschen so schwer, sich mit modernen, wissenschaftlichen Problemen sachlich auseinanderzusetzen? Schließlich besitzen die meisten unter uns eine gute Allgemeinbildung, Sinn für Literatur, Philosophie und Naturwissenschaften.»

«Wir verlassen uns eben mehr auf fix und fertig vorgesetzte Forschungsresultate. Von diesen erwarten wir — wenn wir ehrlich sein wollen — eine Verbesserung unserer Daseinsbedingungen, oder eine Ueberwindung alltäglicher Schwierigkeiten. Sehen Sie, für Neuerungen auf dem Gebiet des Bildfunkes, oder für die Herstellung von Ersatztreibstoffen, interessiert sich sogar schon jeder Gymnasiast. Bringen Sie aber einmal in einer guten Gesellschaft das Thema gefälligst auf Astronomie. Sie dürfen davon überzeugt sein, daß Sie damit nur langweilen.»

«Durchaus richtig. Aber sagen Sie selbst, was soll der gebildete Mensch heutzutage mit solchen weltfremden Problemen überhaupt beginnen? Wir sind ja, ohne unser eigentliches Zutun, an kritische Verhältnisse gebunden, deren Ueberwindung uns in erster Linie am Herzen liegt.»

«Lassen Sie mich Ihnen dies verständlich machen. Ich bleibe gerade beim Problem Kosmos. Auch dieses hat seine zwei Seiten, eine naturwissenschaftliche und eine weltanschauliche. Beide können als Ganzes interessieren. Sie können aber auch, jedes für sich, gesondert betrachtet werden.

Wissenschaftlich wäre zu sagen, daß wir dem Kosmos schon viel verdanken. Sie entsinnen sich gewiß der Tatsache, daß Helium, sowie auch verschiedene andere Elemente, lange bevor sie auf der Erde bekannt waren, auf der Sonne festgestellt wurden.»

«Gewiß, das ist richtig. Meiner Meinung nach interessiert dies jedoch nur den Physiker und Chemiker, bestenfalls noch den Biologen. Sie werden aber zugeben müssen, daß solche Resultate für die Allgemeinheit viel weniger interessant sind.»

«Gestatten Sie, bitte, eine Gegenfrage! Ist Kunst vielleicht etwas Reales? Und doch gewinnen die meisten Menschen Beziehung zu ihr. Entweder liebt man ihre Schönheit, oder man fühlt sich gefühlsmäßig mit ihr verbunden, oder aber man sucht sein eigenes Erlebnis in ihr. Warum betreiben wir überhaupt Wissenschaft? Ich gestehe offen, nicht so sehr ihres Nutzwertes halber, wie vielmehr aus einem menschlichen Drang nach Erkennen und Verstehen. Also kann auch Wissenschaft zu einem allgemeinverständlichen Erlebnis werden, analog der Kunst. Vielleicht haben wir dies bisher nur zu wenig begriffen.»

«Dann sind Sie also der Meinung, daß wir alle Wissenschaft auch von weltanschaulicher Seite aus betrachten sollten?»

«Ganz richtig. Jedes wissenschaftliche Forschen dürfte ohnedies einen brauchbaren Nutzwert für den Alltag liefern. Die Technik und Chemie beweisen dies. Nehmen wir diesen Nutzen dankbar an, vergessen wir aber darüber nicht, daß er nicht das Wesentliche, sondern nur eine sekundäre Folgewirkung ist. Auf die Erkenntnis der Naturvorgänge kommt es an. Der Wissenschaft fällt weniger die Aufgabe zu, ständig neue Entdeckungen zu machen. Die großen Erkenntnisse eines Kepler, Kopernikus, Kirchhoff, Einstein lassen sich nicht am laufenden Band beliebig vervielfältigen. Die Menschheit wußte mit diesen gigantischen Erkenntnissen dazumal noch wenig Praktisches anzufangen. Im Lauf der Zeit haben jedoch gerade diese Erkenntnisse unser Denken und unsere weltanschauliche Betrachtung grundlegend umgeformt. Daher genügt es einstweilen durchaus, sich erst einmal mit dem ‚was ist' zu befassen.»

«Bitte, reden Sie. Ich höre gerne zu!»

«Ich will Sie nicht mit Zahlen langweilen. Aber Sie wissen ja selbst, wie die kosmische Welt — von der Erde aus betrachtet — aussieht. Da haben wir zunächst unsere Erde als Glied des Sonnensystems. Unser Sonnensystem gehört jedoch zur großen Milchstraße.

Von der Milchstraße wissen wir nur so viel, daß sie eine Art Spiralnebel darstellt, der alle sichtbaren Sonnensysteme in sich schließt. Vor nicht ganz hundert Jahren war unseren Vorfahren die Existenz von etwa einem Dutzend solcher Spiralnebel bekannt. Heute, wo wir den kosmischen Raum mit System photographisch durchforscht haben, müssen wir annehmen, daß es Hunderttausende solcher Spiralnebel gibt, von denen jeder einzelne eine Unsumme ganzer Sonnensysteme in sich bergen dürfte.»

«Das ist bekannt. Aber was sollen wir mit dieser trockenen Feststellung eigentlich anfangen?»

«Sehen Sie, das ist die Tragödie unserer Zeit, die ausschließlich in der Zweckbestimmung des Praktischen die Hauptaufgabe aller Wissenschaft sieht. Heute ist es beinahe jedem Kaufmann geläufig, daß ein Kubikmillimeter seines Blutes etwa fünf Millionen rote und rund zehntausend weiße Blutkörperchen besitzen sollte. Er weiß, daß jede Verschiebung dieser Werte ihm gesundheitlich zum Verhängnis werden kann. Daß aber auch unsere Erde nur ein ‚Körperchen' im großen, gigantischen Strom der kosmischen Kräfte ist, das interessiert ihn vorläufig wenig. Mit einem Wort: die weltanschauliche Ausrichtung des Einzelwesens auf das gesamte ist uns eben verlorengegangen.»

«Ja, glauben Sie vielleicht, daß die Erkenntnis unserer Nichtigkeit als Erdenbürger — wenn wir uns schon von kosmischer Warte aus betrachten wollen — erhebender ist? Denken Sie, bitte. Der einzelne Mensch eine Null, die Erde ein winziges Stäubchen im All. Wohin führt diese trostlose Erkenntnis?»

«Bestimmt nicht in Verzweiflung. Wir verlieren nur einen Teil unserer Ueberheblichkeit. Wir werden bescheidener und erkennen die Geringfügigkeit mancher irdischer Sorgen. Wir übertreiben nicht mehr. Dafür rücken wir uns selbst in die richtige Perspektive. Wir fühlen uns wieder als Glieder eines großen Ganzen, als Mensch unter Menschen. Die Erkenntnis macht uns menschlicher, toleranter.»

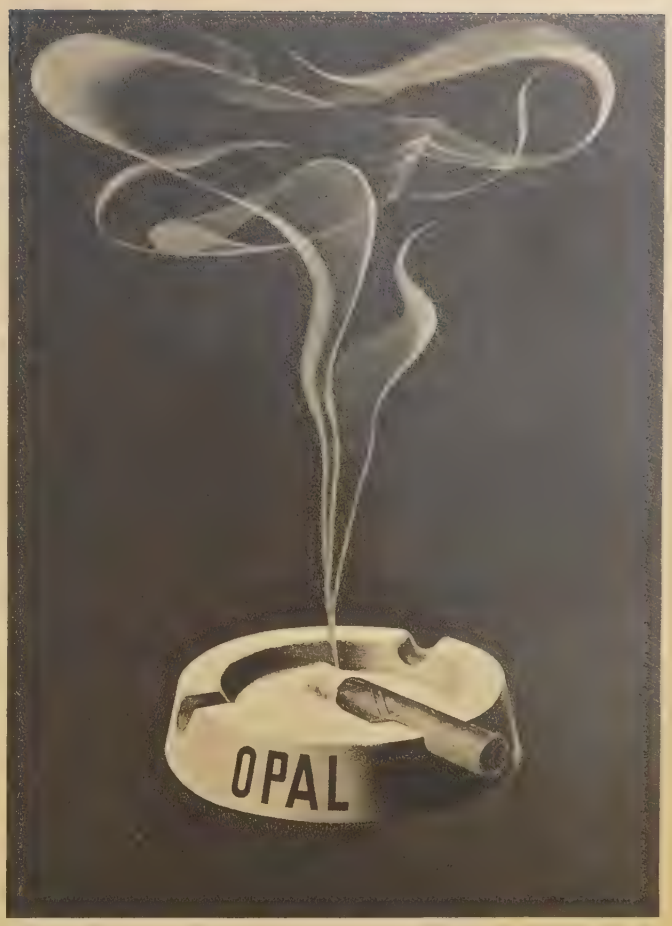
«Das mag vereinzelt der Fall sein. Die Mehrzahl wird jedoch durch solche Betrachtungen niedergedrückt. Was nützt uns schon die große kosmische Welt, in der wir recht und schlecht eine bescheidene Rolle spielen dürfen? Kann die kosmische Welt uns vielleicht heben, helfen?»

«Sie vergessen, bitte, eines. Sowohl an dieser Stelle, an der wir jetzt stehen, als auch im entferntesten Winkel unserer Erde, wirkt die kosmische Strahlung. Sie erfüllt den ganzen Raum, diesseits und jenseits unserer Erde und der gesamten Himmelskörper. Alle Sterne, ob wir sie sehen mögen oder nicht, strahlen immerzu nach allen Seiten, also auch auf die Erde, aus. Was heißt das? Das will doch besagen, daß sie uns ihre Energie spenden. Jeder Lichtstrahl ist ausgesandte Energie. Was geschieht, wenn wir ein Gestirn photographieren? Sein Licht zersetzt die Schicht der photographischen Platte, nicht wahr? Wir können mit unseren Instrumenten die nach Millionen Lichtjahren entfernten Spiralnebel immer noch photographieren. Das bedeutet doch nichts anderes, als daß eben dieses, aus unvorstellbarer Entfernung kommende Licht — auch wenn wir das Gebilde mit dem bloßen Aug niemals sehen werden — immer noch stark genug ist, um einen chemischen Anreiz auf die photographische Platte auszuüben.

Warum sollte also dieses Licht, diese Strahlung, nicht auch andere irdische Stoffe beeindrucken, umformen, umwandeln können? Vergessen wir, bitte, dabei nicht, daß auch unser menschlicher Körper eben nur irdischer Stoff ist.»

«Ich gestehe Ihnen offen, daß mir die Tragweite dieses Gedankens noch niemals voll bewußt wurde. Jedenfalls lohnt es sich, darüber nachzudenken. Sachlich betrachtet, scheint es mir, daß tatsächlich eine Art ständiger kosmischer Beeinflussung auf der Erde wirksam ist. Aber gelangen wir damit nicht doch schließlich auf jenes heikle astrologische Gebiet, das wir aufgeklärte Menschen niemals mehr bejahen können und werden?»

«Auch hierüber werden Sie nach unserer nächsten Aussprache sachlicher denken. Ich will versuchen, Ihnen den tragischen Irrtum astrologischen Denkens faßlich zu gestalten, damit es Ihnen leichter fällt, Wahres vom Falschen, tatsächlich Vorhandenes vom Geglaubten besser zu unterscheiden.»



Dieses Lächeln ist ein Vermögen wert

denn solche prachtvolle Zähne bedeuten mehr als Gold und Brillanten.

Wenn Sie die «Kolynos-Trockenbürste»-Methode anwenden, werden Sie erstaunt sein, wie schnell Ihre Zähne wie Perlen glänzen und Sie ein gewinnendes Lächeln erreichen. Versuchen Sie es doch heute noch mit Kolynos — Sie werden mit dem Erfolg zufrieden sein.

1 cm auf trockener Bürste genügt.

Doetsch, Grether & Cie. A.G., Basel

KOLYNOS

verleiht Ihren Zähnen Perlenglanz

ZWEIERLEI THEATER

Von Bernhard Diebold

Bei den sich häufenden Gastspielen von Pariser Schauspielern fällt uns auf: daß der Franzose aus alter Tradition viel weniger (als etwa Deutsche oder Russen) die persönlichste Eigenart im Menschen darzustellen sucht als seinen gesellschaftlichen nach Rang, Beruf und Klasse festgelegten Charakter, den man den «Typus» nennt — im Gegensatz zur «Individualität».

Dies gilt nicht nur für die klassischen Dramen, deren Versprache und Unalltäglichkeit der Situation von vornherein die allzu persönliche Detaillierung der Charaktere verbietet, sondern wir erkennen auch im modernen Gesellschaftsstück der Franzosen für jedes Individuum das ihm bestimmte «Rollenfach» — das heißt, die psychologische Gruppe der «Väter» und «Mütter», der «Liebhaber» und «Bonvivants», der «Naiven» und der «Sentimentalen». Denn die französische Dramatik hat sich seit Jahrhunderten auf eine feste gesellschaftliche Struktur ihres Landes aufbauen können, die trotz der politischen Revolutionen und der napoleonischen Umwälzung das Schema der Familieneinheit und der Konventionen des Salons nach adeligem Vorbild weitgehend erhalten blieb. Während der naturalistische Roman der Franzosen von Balzac bis Maupassant und Proust die einzelne Individualität mit hoher Meisterschaft pflegte, spielte das Drama vor seinem kollektiv-gegenwärtigen Massenpublikum mit seinen alten Typen. Der Vaterspieler behielt gewisse allgemeine Allüren wie die Liebhaberin oder der Intrigant. Und dieser Typik entspricht denn auch eine nicht minder typische Technik des schauspielerischen Ausdrucks.

Mit bewundernswerter Vollendung spielte Gabrielle Robinne, von der Comédie Française, bei ihrem Zürcher Gastspiel in Mussets «Un caprice» eine Salondame mit Witz und List — genau so wie wir diese Gattung aus Dutzenden von Memoiren und Romanen kennen, und mit den ausgedachten Gesten und Allüren, die schon im siebzehnten Jahrhundert auf Frankreichs größter Bühne beklatscht wurden und also auch Goethes sehr konservativen Regeln für Schauspieler entsprochen hätten. Es ist auch bezeichnend für diese Art von Schauspielkunst, daß Madame Robinne trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre eine jungvermählte Zwanzigerin in Géraldys Ehedrama «Aimer» zu spielen wagte, weil ja im Spiel des ewigen «Rollenfachs» der bloße «individuelle» Unterschied eines Vierteljahrhunderts die Liebhaberin als Typus kaum verändert. Diese Schauspielkunst will ja gar nicht «Leben» vormachen, sondern bewußtes Theater: als ein Spiel des Lebens. Der Zuschauer soll sich viel mehr an der Artistik des Könnens in Sprache und Geste erfreuen als an der physiologischen Nachahmung des Menschen und seiner intimsten Seelenregungen. Die Kunst als Form gilt hier weit mehr denn die Kunst als Ausdruck eines Innern.

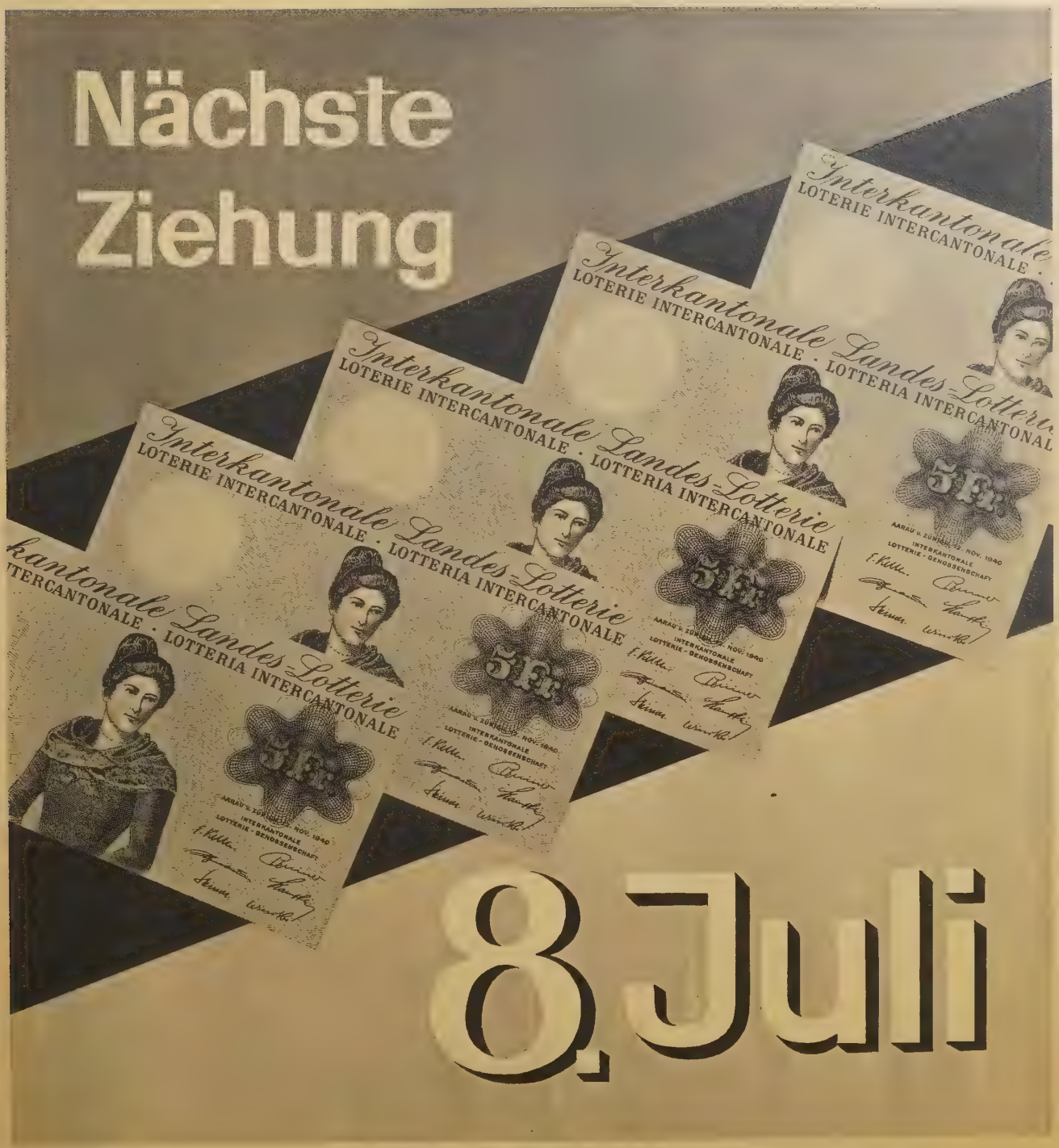
Wir ertragen diese Methode nur mehr in ihren hervorragendsten Vertretern. Bei den weniger bedeutenden Spielern lebt diese Form schon nicht mehr aus dem Stil des Dichters, sondern aus der Mechanik einer dreihundertjährigen Theaterschule. Um so größer ist das Verdienst von Louis Jouvet anzuerkennen, der mit seinen Pariser Künstlern den alten Traditionalismus lockert und ohne unbesonnene Zerstörung der alten Rollenfächer eine neue Typik für seine Bühne schafft. Er bot uns unlängst Molières «Schule der Frauen» in einem Stil, der Molières Manier gewissermaßen zu ironisieren schien — das heißt: daß er die Altmodischkeit der festgelegten Typen teils komisch betonte, teils (gegen den Stil des Dichters) verinnerlichte und beseelte. Die suggestive Eigenpersönlichkeit des Schauspielers trat sozusagen vor die Rolle, benützte sie (so wie es russische und deutsche Schauspielkunst zu machen pflegt) als Instrument des persönlichsten Ausdrucks.

Das wurde noch stärker sichtbar im jüngsten Gastspiel, das uns Jules Romains «Knock oder der Triumph der Medizin» zeigte: eine geistreiche Satire auf den modernen Geschäftspraktiker unter unseren praktischen Aerzten — zumal eines Schwindlers, der den Gesunden eine Krankheit und damit eine teure Heilbehandlung einredet, bis ein ganzes urgesundes Dorf in ein Sanatorium von eingebildeten Kranken verwandelt worden ist. Was hätte der alte Molière als klassischer Verspotter seiner zeitgemäßen Medizinmänner über das moderne Echo gelacht! Ha, die Kranken sind für die Wissenschaft da — beileibe nicht die Wissenschaft für die Kranken! Der Scharlatan schlägt die Vernunft knock out. Und daher heißt wohl dieser betriebsame Pseudomediziner Dr. Knock. Kalt und ohne ein Lächeln spielt Jouvet seinen mephistophelischen Heilkünstler. Kein Herz schlägt in dieser Brust. Der Blick hinter der Brille ist der eines eisblütigen Reptils. Seine medizinischen Maßnahmen sind Befehle. Seine Lügen tönen nach der undiskutierbaren Wahrhaftigkeit der Wissenschaft. Er selber ist nur komisch durch die Situation, nicht durch sich selber. Die realistische Spielweise dient nur den Details. Der gesamte Umriß der Figuren bleibt dennoch «typisch». Die Gesten und selbst die Prosa-Sprache halten sich in stilvollen Rhythmen. Und hin und wieder spricht einer eine längere Rede gar nicht mehr zu seinem Partner hin, sondern nach vorne gewandt zum Publikum. Denn dieses Theater ist selbst bei Jouvets Individualität noch kein «Naturtheater», auf dem die Schauspieler für sich selber spielen, sondern eine Kunstform, die dem Publikum ein artistisches Vergnügen bieten will — nicht das krasse Leben, das sie im eigenen Alltag reichlich selber spielen.

Im Gegensatz zu diesem von gesellschaftlicher Typik beherrschten Theater der Franzosen steht die Schauspielkunst der Deutschen und Russen. Die deutsche Klassik, die hundert Jahre später als die französische blühte und Shakespeares Einfluß in sich aufnahm und schließlich bis zur Unkenntlichkeit in sich aufsog, war in ihrer Typenbildung schon moderner. In der «Iphigenien»-Aufführung des Zürcher Schauspielhauses erleben wir (an Maria Becker und Ginsbergs Orest) eine letzte Erinnerung an die erhabene Typik des Menschen, der mehr ist als ein bloßes «Ich». Seit dem Naturalismus der Neunzigerjahre gab es keine eindeutige Anwendungsmöglichkeit für «Rollenfächer» mehr. Der Liebhabertypus verschwand und wurde (etwa seit Ibsens Oswald Alving) ein wandelbarer «Charakter-Liebhaber». Kein Väterspieler kam mit dem Schema der «Väter» mehr zurecht. Jeder Vater sah anders aus. Fast jede Titelrolle wurde Individuum — ein Sonderfall. Seit dem Expressionismus waren die alten Typen ausgemerzt. Dem Schauspieler blieb nichts übrig, als sich selbst zu spielen. Er sprach vom «Erlebnis» seiner selbst als «Hamlet» oder «Faust». So empfand er denn auch kaum mehr das Allgemeine im Wesen der Schillerschen Figuren und fand ihr Menschheits-Pathos überflüssig und übertrieben für seine eigene zivile Person, die da mit ihren Beinen in die Trikots eines «Don Carlos» hineingeraten war, während die eigene Seele weiter nur Müllers oder Meiers Leiden spielte.

In Bert Brechts «Mutter Courage und ihre Kinder» läßt sich die völlige Abkehr vom Rollenfach und sogar der autonomen Rolle nur allzu deutlich erkennen. Hier lebt keiner mehr in der Struktur irgend einer Gesellschaft. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges bietet die beste Situation, um diese vollkommene Auflösung der Gemeinschaft zu zeigen. Die Marketenderin Courage hat als Vagabundin nirgends ein Heim oder ein Land — weder eine Klasse noch eine Herrschaft, zu der sie gehört. Siege oder Niederlagen bedeuten ihr nur gute oder schlechte Geschäfte. Der Feldprediger hißt ja nach Vorteil seine protestantische Fahne oder die katholische. Es gibt ja kein Bekenntnis mehr, außer dem materialistischen des Magens und des animalischen Weiterlebens. Der umgetriebene Koch singt in einem Liede: daß Salomons Weisheit, Cäsars Kühnheit und Sokrates' Wahrheit zu nichts nütze wären. Brechts Welt gehört eher zur Zoologie als zur Psychologie — so scharf seine Figuren als zufällige Vertreter einer ungeformten Masse umrissen sind. Es geht gegen jede Idee. Der bestechliche Richter wird gerühmt, weil er das Gesetz nicht nach dem starren Ideal der Gerechtigkeit durchführt, sondern sich durch Geld menschlich erweichen läßt. Was hier «menschlich» genannt wird, geht nur noch auf die animalischen Eigenschaften. Darum ist alles Positive an Mutter Courage ihre Natur als Muttertier. Sie verliert ihre zwei Soldaten-Söhne und ihre stumme Tochter unter tiefsten Schmerzen. Therese Giehse schüttete (in der Uraufführung des Zürcher Schauspielhauses) ihr ganzes Herz in dieser Rolle aus. Kein Trost, daß ihre Söhne für irgend eine Ehre oder für ein Bekenntnis starben. Das Schicksal ist hier martialischer und grausamer als selbst das antike des «Oedipus», für das wenigstens die Dämonen der Götter verantwortlich waren. Hier spielt nur noch die zufällige Individualität im seelischen Maßstab eines Flohtheaters. Keine Autorität, keine Gemeinschaftsachtung gilt mehr. Der Mensch ist anarchisch frei von jeder Form — auch der sittlichen.

So ist auch die Form des ganzen Dramas nur eine epische Bilderfolge, durchsetzt vom Bänkelsang des Satirikers Brecht, der die bürgerliche Welt verneint — ohne eine neue zu verheißen. Darum erscheint auch in diesem Drama kein Gegenspieler, der irgendeine Gegenmeinung vertritt. Jeder lebt nur in sich und für seinen Magen. Das winzige Einzelne siegt über das erhabene Allgemeine. Ein genialisch mit Sprache begabter Dichter zerstört die Welt, indem er ihre typische Form in kleinste Individualitätchen zerlegt, zersetzt, zerstäubt. Das ist das vitale Gegenstück zu dem virtuosen Kunststück der alten Franzosen. Beides sind Extreme, die sich ausnahmsweise einmal nicht berühren. Sie müssen beide überwunden werden durch eine neue Mitte. Kunst als Form des Lebens — oder Leben als vergängliches Abbild der ewigen Gleichnisse.



Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Lose Fr. 50.—, mit einem sicheren Treffer und 10 weiteren Gewinnchancen, erhältlich bei allen mit dem Roten Kleeblatt-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und Banken, sowie im Offiz. Lotteriebüro, Nüschelerstraße 45, Zürich, Telephon 3 76 70. **Losbestellungen** (Losbetrag zuzüglich 40 Rp. Porto und 30 Rp. für die Ziehungsliste) **auf Postcheckkonto VIII 27 600.**

INTERKANTONALE

Landes-Lotterie

für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, Arbeitsbeschaffung und Soldatenfürsorge

ERNST BAUMANN
GARTENARCHITEKT BSG.
THALWIL

BERATUNG
PLÄNE
AUSFÜHRUNG

Ein tückisches Spiel

Einst traf ich einen Freund, den ich Gott weiß wie lange nicht gesehen hatte, und der eben von einer Studienreise nach China zurückgekehrt war.

Scherzend fragte ich ihn, was er mir Schönes mitgebracht habe.

«Selbstverständlich habe ich dich nicht vergessen!» erwiderte er, mein Lächeln liebenswürdig quittierend.

«Ich bringe dir ein Spiel mit, das dich voraussichtlich sehr lange — hm — sagen wir einmal zerstreuen wird.»

Mit diesen Worten nahm er eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche, leerte sie auf dem Tische aus und machte aus den Streichhölzern drei unregelmäßige Haufen.

Dann erklärte er: «Das Spiel wird zu zweit gespielt.

Jeder der beiden Gegner ist abwechselnd am Zug. Der am Zug Befindliche ist verpflichtet, einem Haufen, welchem, steht ihm frei, aber wie betont sei, stets nur einem einzigen Haufen, Streichhölzer zu entnehmen. Er kann also dem gewählten Haufen ein Streichholz entnehmen, zwei, drei, wenn er will auch alle, ganz nach seinem Belieben.

Wer gezwungen ist, das letzte Streichholz zu nehmen, hat verloren.»

«Das kann doch nicht allzu schwer sein», erwiderte ich, sichtlich etwas enttäuscht über das mir recht kindlich erscheinende Problem.

«Wollen sehen», sagte er, «wir können ja probeweise ein paar Partien spielen.» Mir schien, als ob sich in seine Worte eine leise Ironie mischte, aber es konnte sein, daß ich mich täuschte.

Wir spielten, und ich verlor jede Partie.

«Kränke dich nicht», meinte er, als er seine Streichhölzer wieder einsteckte. «So, wie es dir jetzt ergeht, erging es mir während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in China gegenüber meinem chinesischen Reisebegleiter. Ich gewann keine einzige Partie.»

«Der Trick mußte doch schließlich herauszubekommen sein!» bemerkte ich mit einer gewissen Ueberzeugung.

«Vielleicht gelingt es dir», erwiderte er abschließend. «Du warst ja schon in der Schule ein viel besserer Rechner als ich. Nun denn, viel Glück und viel Vergnügen!»

Und daß diese Worte ironisch gemeint waren, darüber bestand diesmal kein Zweifel. Seitdem habe ich ungezählte Stunden damit verbracht, dem geheimnisvollen chinesischen Spiel sein letztes Geheimnis zu entreissen. Vergeblich. Zu Teillösungen drang ich vor, die exakte Lösung blieb mir bisher versagt.

Als ich schließlich nicht mehr ein noch aus wußte, legte ich das «Problem» dem Professor Einstein vor, der damals noch in Europa weilte. Zugegebenermaßen hatte er es an diesem Tage besonders eilig, aber selbst er, der sonst alle mathematischen Spielereien, die man ihm vorlegte, im Bruchteil einer Sekunde zu lösen pflegte, meinte nach kurzer Betrachtung, «dies scheine nicht ganz so einfach zu sein». Zweifellos hätte er mir eine befriedigendere Antwort erteilt, wenn ihm damals ein paar Minuten mehr zur Verfügung gestanden hätten.

So blieb das Rätsel des chinesischen Spiels für mich ungelöst und wird es wohl bleiben, wenn sich nicht unter den Lesern des «Du» ein findiger Kopf befindet, der vielleicht schon in der Schule «ein noch viel besserer Rechner war als ich».

Der sonderbarste Erbschaftsprozeß

Wir sprachen wieder einmal von den guten alten Zeiten und irgendwie kam die Rede auf die Katastrophen, die uns damals so stark bewegt hatten, wie der Untergang der «Titanic» und dergleichen.

Da erwies sich, daß einer unter uns Augenzeuge der fürchterlichen Eisenbahnkatastrophe in Bellinzona gewesen war. Als besonderes Kuriosum erwähnte er, daß dieses Unglück nachträglich Ursache eines Erbschaftsprozesses war, wohl einer der seltsamsten, die je stattgefunden haben.

In einem der Abteile des verunglückten Zuges befanden sich nämlich Geschwister, die beide um das Leben kamen. Gegenstand des Prozesses war nun die Feststellung, welcher von den beiden zuerst das Leben eingebüßt hatte.

Einige von uns erinnerten sich dunkel daran, aber keiner wußte zu sagen, wie dieser Prozeß damals eigentlich ausgegangen sei.

«Ich war», bemerkte in diesem Zusammenhang ein Jurist, «einmal in einem Erbschaftsprozeß tätig, der möglicherweise noch seltsameren Begleitumständen sein Entstehen verdankte. Während des vorigen Krieges gehörten zwei Brüder demselben deutschen Bataillon an. Der ältere, wir wollen ihn Werner nennen, war ein sehr reicher Fabrikbesitzer. Unverheiratet, hatte er, bevor er ins Feld ging, in der Weise testiert, daß im Falle seines Todes sein gesamtes Vermögen seinem jüngeren Bruder Karl zufallen sollte, sofern dieser zu diesem Zeitpunkt noch am Leben sei. Stürbe Karl vor ihm, so sei das hinterlassene Vermögen einer von ihm benannten Stiftung zuzuführen. Karl war verlobt und hatte seinerseits in seinem Testament verfügt, daß im Falle seines Todes seine, übrigens ziemlich unbeträchtliche Habe seiner Braut zufallen solle. Das Bataillon lag in einem Schützengraben östlich von Paris, so nahe der Stadt, daß man in der Ferne selbst mit freiem Auge ihre charakteristische Silhouette erkennen konnte.

Eines Morgens wurde der Befehl zum Sturmangriff gegeben. Mit allen anderen stürmten beide Brüder vor, über das vor dem Schützengraben liegende «Niemandsland», Karl etwas voran, da Werner ihm wegen einer Knieverletzung nur schwer folgen konnte. Da schlug eine schwere Granate ein, denen beide zum Opfer fielen.

So lautete der von mehreren Kameraden mit größter Präzision gegebene Bericht, an dem weder zu drehen noch zu deuteln war. Mehr dagegen war nicht zu ermitteln. Aeußerlich schien der Fall genau so gelagert wie der eben erwähnte — Bellinzona. Die Stiftung machte ihre Erbrechte geltend, anscheinend ohne jeden Zweifel mit vollem Recht: Da beide Brüder gleichzeitig gestorben seien, sei Karl nicht mehr am Leben gewesen, als Werner starb. Karls Braut schien aber nichts weniger als gesonnen, auf den wie gesagt sehr erheblichen Nachlaß Werners Verzicht zu leisten. Sie strengte einen Prozeß an und war sehr neugierig, wie ihr Anwalt, der seiner Sache sehr sicher zu sein schien, sie begründen werde. Aber zu unserer größten Verblüffung legte er tatsächlich dem Gericht einen Beweis dafür vor, daß Werner, laut den vorliegenden Unterlagen, zu einem Zeitpunkt getötet worden sei, als Karl noch am Leben war. Zunächst erschien uns so spitzfindig, daß wir meinten, er werde nur vorgebracht, um die Stiftung durch Androhung eines langwierigen Prozesses zu einem Vergleich zu veranlassen. Er erwies sich aber schließlich als so stichhaltig, daß sämtliche, mit dem Fall beschäftigten Instanzen ihn anerkennen mußten, also auch das Reichsgericht.

Welcher Art mag diese Beweisführung gewesen sein?

Auflösungen Seite 61

Woher kommt der Name Europa?

Fortsetzung von Seite 21

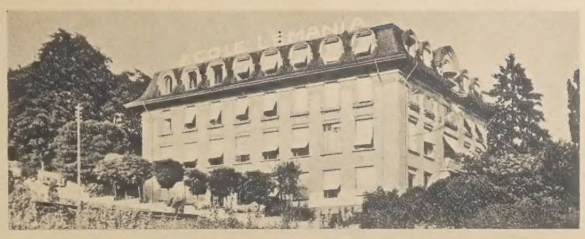
Das große Zeitalter der Kolonisation vom 8.—6. Jahrhundert vor Christi Geburt führte die Griechen nicht nur nach dem Westen, nach Italien, Südfrankreich bis nach Spanien, sondern auch ins Schwarze Meer, an dem sie eine Pflanzstadt um die andere begründeten. Ihr Forscherdrang, der sie zu Lehrern des ganzen Abendlandes machen sollte, regte sich schon damals und neben aller praktischen Arbeit suchten sie sich ein genaues Bild der Länder und Völker zu machen, die sie antrafen. In den Fragmenten vor allem des Hekatäus von Milet und in den Werken des Herodot und Hippokrates ist uns das überaus wichtige Ergebnis ihrer Bemühungen zu großen Teilen gerettet. Wir ersehen daraus, daß die Seefahrer schon seit dem 6. Jahrhundert die drei Hauptrichtungen ihres Kurses: Norden, Osten und Süden gern durch die Landkomplexe Europa, Asien und Libyen (für den späteren Begriff Afrika) bezeichneten, und sie noch im selben Jahrhundert die Südgrenze von Europa in der Weise zogen, wie sie sich dann ziemlich genau erhalten hat. Ihrer Bestimmung von den Säulen des Herakles (Gibraltar) bis zum Osten des Schwarzen Meeres fehlt nur das verhältnismäßig kleine Stück der heutigen Grenze bis zur Kaspisee. Wenn alles Land nordwärts dieser Linie von diesen Geographen Europa genannt wurde, so verging freilich noch geraume Zeit, bis die Begriffe von dieser Landmasse sich in gehöriger Weise klärten. Mit der Umschiffung Spaniens kam ihnen im 5. Jahrhundert ein Karthager Himilko zuvor. Nach wenigen Bruchstücken zu schließen, muß er eine gute Beschreibung der neuentdeckten Länder und Küsten gemacht haben, welche die Griechen kannten und in der Folgezeit auch benutzten. Seine Leistung wurde in Schatten gestellt durch die große Unternehmung des griechischen Astronomen Pytheas von Massilia (Marseille), der zur Zeit Alexanders des Großen unter streng wissenschaftlichen Absichten nicht nur die ganze europäische Südküste vom Einfluß des Don in das Schwarze Meer bis nach Gades in Spanien abfuhr, sondern auch den Westen Europas bis nach England hinauf erforschte. Er hinterließ schon erstaunlich sorgfältige Angaben über die Gestalt der Britischen Inseln, über ihren Zinnreichtum, über die Abnahme der Vegetation nach Norden hin und über die außerordentlichen Fluten der englischen Küste. Er gelangte bis an den Punkt, an dem er für den längsten Tag die Dauer von 18 Stunden ablas, und erfuhr dort von einer noch bedeutend weiter im Norden gelegenen Insel Thule, wo Wendekreis und arktischer Kreis zusammenfielen, der längste Tag also 24 Stunden dauere. Mit Thule kann nichts anderes als Island gemeint sein.

Was die Griechen begannen, vollendeten die Römer. Bei ihren Schriftstellern tauchen die eigentlichen Nordländer zum erstenmal in den Gesichtskreis; Mela und Plinius kannten schon Skandinavien, Tacitus neben den seemächtigen Schweden auch ihre finnischen Nachbarn. So sind also bis zu Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt die Hauptteile Europas, wenn auch großen Strecken nach nur in groben Umrissen, der Forschung bekannt geworden.

AUFLÖSUNGEN VON SEITE 60

Wie schon aus dem Text hervorgeht, bekennt der Verfasser offen, daß es ihm bisher nicht gelungen ist, das System zu finden, wonach man in diesem Spiel unfehlbar gewinnen muß. Einige Grundprinzipien sind leicht herauszuschälen. Wenn wir die Haufen der Einfachheit halber mit A, B und C bezeichnen und die in Klammern befindlichen Zahlen die Zahl der Streichhölzer angeben, so ergibt sich beispielsweise: In der Position A (0), B (x), C (x) hat der am Zug Befindliche das Spiel unbedingt verloren. Folglich hat er unbedingt gewonnen, wenn er die Position A (x), B (x), C (x) vorfindet, da er dann einfach durch Wegnahme eines Haufens die genannte Verluststellung A (0), B (x), C (x) für den Gegner herstellt. Unbedingt verloren hat der am Zug Befindliche ferner in der Position A (1), B (2), C (3). Weitere Details hier aufzuführen, verbietet leider der Raum. Die Leser des «Du», denen es Freude macht, sich in dieses so lächerlich einfach scheinende und doch so tückisch komplizierte Spiel zu vertiefen, werden sie selbst leicht herausfinden. Ob es aber einem von ihnen gelingt, zur vollen Lösung vorzudringen? Wenn ja, Hut ab vor seiner Rechenkunst!

Der Anwalt führte aus: Nach den vorliegenden Unterlagen sind beide Brüder «gleichzeitig» von derselben Granate zerrissen worden. «Gleichzeitig» aber nur im Sinne des üblichen Sprachgebrauchs. Wir werden gleich sehen, daß es eine solche Gleichzeitigkeit — exakt genommen — gar nicht gibt. Wir brauchen ja nur zu fragen, um welche Zeit sich der Vorfall abgespielt hat. Denn um diese Frage beantworten zu können, müßten wir zuerst wiederum fragen: «Deutscher Zeit» oder «Französischer Zeit». Nun schlug die Granate im «Niemandsland» ein, das in diesen Tagen dauernd den Besitzer wechselte und in einem Moment, in dem sich deutsche und französische Truppen darauf befanden. Wir können uns also nicht an irgendeine Landeszeit halten, sondern nur an die astronomische Zeit. Jeder Punkt auf unserem Erdball hat nun seine eigene astronomische Zeit. Wenn es in Berlin 12 Uhr astronomischer Zeit ist, so ist es in Paris erst etwa 11 Uhr. Das weiß jeder. Nun stürmten die Brüder von Osten nach Westen. Werner ein Stück voran. Mag es sich bei der astronomischen Zeitdifferenz der beiden Standorte auch nur um winzige Bruchteile von Sekunden handeln, die Tatsache einer Zeitdifferenz ist unleugbar. Als Werner von der Granate zerrissen wurde, war Karl nach astronomischer Zeitberechnung noch am Leben, mithin auch im juridischen Sinne.



INSTITUT LÉMANIA

LAUSANNE / Chemin de Mornex

SPEZIELLE FRANZÖSISCHKURSE

für Schüler deutscher Sprache

in Verbindung mit den Sprechkursen des Konservatoriums Lausanne

INTERNAT UND EXTERNAT

Vorteilhafte Wochen-Pauschalpreise
Auch Handels- und Maturitätsprüfungen

Verlangen Sie heute noch Prospekte

Lassen Sie Ihre Kinder den **Sommer in den Bergen** verbringen

AUSFLÜGE
TENNIS
SCHWIMMBAD
—
FRANZÖSISCHKURSE
—
AUF WUNSCH
WIEDERHOLUNGS-
STUNDEN

Ecole Nouvelle ALPINA

CHAMPÉRY (Valais) 1070 m Für Knaben von 10—17 Jahren

Das ganze Jahr geöffnet. Real- und Handels-Abteilung. Rasche und gründliche Erlernung der französischen Sprache. Die Schule steht unter staatlicher Kontrolle. P. Honegger, Dir.

1000 FRANKEN
für erquickliche Geschichten

Verlag und Redaktion der schweizerischen Monatsschrift «Du» veranstalten einen Wettbewerb zur Erlangung heiterer Geschichten. Es gelten folgende Bedingungen:

1

Verlangt werden unveröffentlichte, künstlerisch und menschlich wertvolle heitere Geschichten in schriftdeutscher Sprache. Nicht «Kurzgeschichten» im herkömmlichen Sinn, sondern Erzählungen, die in ihrem Kern wahr und sinnvoll und in ihrer Strahlung frohmütig-erquicklich sind. Die Geschichten sollen jeweils auf die letzte Seite der einzelnen «Du»-Hefte zu stehen kommen, und darum darf jede einzelne nicht mehr als 140 Maschinenschriftzeilen und nicht weniger als 125 Maschinenschriftzeilen zu 60 Buchstaben pro Zeile umfassen.

2

Zum Wettbewerb sind nur Schweizerbürger und Schweizerbürgerinnen zugelassen.

3

Es kommen insgesamt acht Preise in folgender Staffelung zur Verteilung:

Ein erster Preis von Fr. 200.—
Zwei zweite Preise von Fr. 150.—
Fünf dritte Preise von Fr. 100.—

Ein Verfasser kann nur einen Preis erhalten. Mit der Auszahlung der Preise erwerben Verlag und Redaktion des «Du» das Recht zu einmaligem Abdruck der betreffenden Arbeit im «Du».

4

Die Preisarbeiten müssen in je 2 Exemplaren, gut leserlich, mit der Maschine geschrieben sein und dürfen keine handschriftlichen Korrekturen enthalten. Sie müssen bis spätestens am 1. Juli 1941 auf der Redaktion der Monatsschrift «Du» eintreffen. Die Manuskripte dürfen den Namen des Verfassers nicht tragen. Es ist ihnen ein mit einem Kennwort versehenes, verschlossenes Kuvert beizulegen, das den Namen und die genaue Adresse des Verfassers enthält. Die Kuverts werden erst nach der Beschlußfassung durch die Jury geöffnet. Der Jury gehören an:

Prof. Dr. Karl G. Schmid, Bassersdorf
Albert Jakob Welti, Genf
Dr. Friedrich Witz, Zürich, als Vertreter der Redaktion

5

Das Urteil der Jury wird in der September-Nummer der Monatsschrift «Du» veröffentlicht. Die Preise werden innert 14 Tagen nach erfolgter Bekanntgabe des Schiedsspruches ausbezahlt. Die nichtprämiierten Manuskripte gehen, soweit sich nicht die Redaktion des «Du» eine Veröffentlichung zu den üblichen Abdrucksbedingungen vorbehält, an die Verfasser zurück.

Zürich, den 1. Juni 1941.

Verlag und Redaktion der schweizerischen Monatsschrift

Du

Sie schreibt auf Hermes,
der schweizer Schreibmaschine
PROSPEKTE DURCH
AUG. BAGGENSTOS
ZURICH
WAISENHAUSSTR. 2 · TELEPHON 56694
VERTRETER IN ALLEN KANTONEN
HERMES
2000

Die Stadt ruht . . .
Hinter jenem Fenster bangt vielleicht ein Kranker. Gebt ihm Hoffnung: die hervorragenden Bayer-Medikamente in der Hand des erfahrenen Arztes berechtigen euch dazu.
BAYER